



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Hubel-Hannes, oder, Farmleben in Wiskonsin : wie ein armer aber aufgeweckter Schweizerjüngling zu einem wohlhabenden Farmer und Viehzüchter wurde. [19--?]

Theiler, John

New Glarus, Wisconsin: New Glarus Post, [19--?]

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/ARQCLCQEAXMH580>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use, see

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

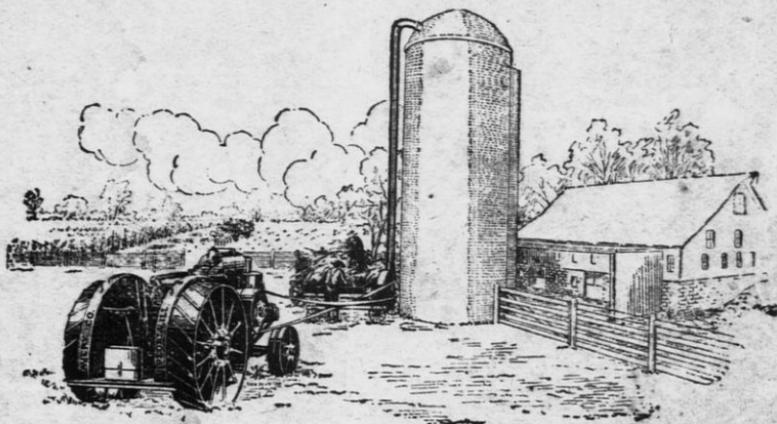


Hubel - Hannes

oder

Farmleben in Wisconsin.

Wie ein armer aber aufgeweckter Schweizerjüngling zu einem wohlhabenden Farmer und Viehzüchter wurde



— von —

John Theiler

Druck und Verlag, New Glarus Post

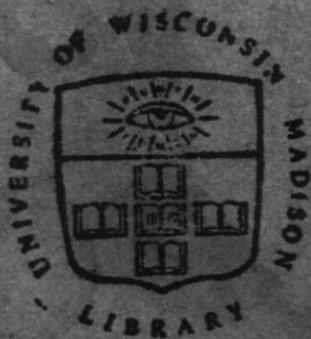
Preis 50c.

NEW GLARUS, WIS.



FROM THE COLLECTION OF
CARL MARTY, SR. (1873-1960)

MONROE, WISCONSIN



PT
3919
T3
H8
1900z

50
ASW 3036

Hubel = Hannes

— oder —

Farmleben in Wiskonsin.

Eine schweizerisch = amerikanische Erzählung

— von —

John Theiler.

Meistens während und nach einem großen Kriege entwickelt sich eine große Spekulation in Land, Vieh, Lebensmitteln und andern Produkten. In den verwüsteten Gegenden wird wenig oder nichts produziert, große Vorräte an Lebensmitteln sind notwendig, um die Bevölkerung zu ernähren, Massen von Vieh muß angekauft werden, um die weggetriebenen und requirierten Vieherden wieder zu ersetzen. So war nach dem amerikanischen Bürgerkriege noch für einige Jahre lebhaft Nachfrage nach Vieh und Lebensmitteln. Nach dem deutsch-französischen Kriege war ganz besonders in der Schweiz große Nachfrage nach Zuchtvieh, um die verheerten Gegenden in Elsaß-Lothringen und Frankreich im allgemeinen, wieder mit der nötigen Viehhabe zu besetzen. Die Folge davon war, daß in der Schweiz die Viehpreise zu einer ungewöhnlichen Höhe anstiegen und jedes „Grang-

gelschueli“ einen Preis von über 500 Franken galt.

Diese Preise brachten einen gewaltigen Reiz unter die Viehzüchtende Bevölkerung und jeder strebsame jüngere oder ältere Viehzüchter hatte den Wunsch mehr junges Vieh aufzuziehen und damit sein Einkommen zu vergrößern.

Jedes Kalb, das auf vier Beinen stehen konnte, wurde aufgezogen. Aber mit dem Aufziehen der Kälber allein war es nicht getan, es mußte auch Futter herangeschafft werden. Mehr Futter bedingte auch mehr Land um das Futter zu pflanzen. So kam auch ein lebhafter Handel in Land und die Preise gingen mit Riesenschritten in die Höhe.

Einige sogenannte Schuldenbäuerlein, die mit ihren schwer belasteten Heimwesen sehr streng zu fuhrwerken hatten, um den Wagen einigermaßen im Geleise zu halten, nahmen Vorteil von dem An-

schwollen der Land und Viehpreisen und verkauften ihr Eigentum und eine nicht geringe Zahl nahm das auf diese Weise erworbene Geld und wanderte nach Amerika. Besonders die Staaten Ohio und Wisconsin erhielten starken Zuzug von dieser Sorte Einwanderer und man findet heute in beiden Staaten Nachkommen von solchen Einwanderern, die in den besten Verhältnissen leben. In Wisconsin war es besonders das Green County, wo die Molkerei Industrie in ihren ersten Anfängen war, wo sich diese Einwanderer hinwandten und fast ohne Ausnahme ihr gutes Fortkommen fanden. Von denen in der Schweiz, die das Land zusammen kauften, haben auch viele prosperiert, aber manche, die sich zu tief in die Schulden gewagt hatten und ohne ein gutes Stammkapital große Ländereien zusammen kauften, die fanden nach einigen Jahren aus, daß sie eine schwere Bürde auf sich genommen hatten. Die Prosperität nach dem Kriege war nicht eine dauernde. Schon nach vier Jahren trat im Vieh ein gewaltiger Preissturz ein und zwar fast von einer Woche zur andern. Mit dem Vieh stürzten auch die Preise von Käse und Butter und andern Produkten, aber die Schulden auf dem Lande die stürzten nicht, die standen so fest wie das Alpengebirge. Nun gab es Jammer

und Wehklagen, Heulen und Zähneklappern. Diese Reaktion war eine ziemlich lang anhaltende und machte sich bis Ende der 80er Jahren fühlbar. Sie wurde die Ursache einer sehr starken Auswanderung, die hauptsächlich im Anfang der 80er Jahren einsetzte.

Eine Familie die auch durch die Landspekulation und des darauf folgenden Geschäftsstillstandes arg in Mitleidenschaft gezogen wurde, war die Familie des Hubelhannes. Hannes war ein strebsamer, junger Mann, ein fleißiger Arbeiter und sparsam. Er war nicht ein Knauser, oder Baggenklemmer, wie es solche gibt. Er ging auch gelegentlich zur Gesellschaft, und wenn er kam, war er ein geringesehener Gast, denn da wo er war, ging es immer recht unterhältlich zu, aber mit Anstand. Ueber die Schmir hauen tat er nicht. Das brachte mit, daß er bei Jedermann geachtet und beliebt war, obschon er nicht mit Geld sich brüsten konnte, wie mancher klobige Bauer sich brüsst, daneben sich aber so halberochtig betragt, wie ein wirkliches Kalb, das zum ersten mal aus dem Stalle gelassen wird.

Hannes hatte auch das Gefühl, daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein sei, darum suchte er sich auch eine Lebensgefährtin und fand eine solche in Anneli einer Dienstmagd, bei einem benachbarten Bauer. Sie

war ein gesundes, fräftiges Weibsbild, mit einem angenehmen Neußern, fleißig und manierlich. Sie war gebürtig von der gegenüberliegenden Seite des Sees und war armer Leute Kind. So hatten beide sich wegen Reichtum wenig vorzuhalten. Ihr Reichtum war ein gesunder Körper und ein guter Wille zur Arbeit, gepaart mit Sparsamkeit und inniger Liebe und Achtung zu einander. Als es ihnen später recht leidlich ging und sie sich durch gemeinsame Arbeit ein recht nettes Sümmdchen erarbeitet hatten, da sagte Anneli oft scherzend: „Als, was mir gha hei, woner si zäme cho' ist es Bett, e Tisch, zwei Stühl und e Pfanne gsi, und mi Hannes mit ere große Zuckarpfeife und Fiiürschlagemeißer!“ Darauf sagte Hannes gewöhnlich scherzend: „Sie wäre scho besser bstellt gsi wenne ihne mit dem Wybergut nit so schlecht gange wi', aber wosi enet dem See mit dem Troffel durch d'Chere abe gfare feie, do heige si d'Möbel vorn ufem Wage gha und hinde druf heige sie no Bschüttbränte gha und der Gohn drinn. Wo do holperige Weg cho sei, do heig der Gohn i der Bränte e'Klopset und s'Roß sei derwege erschochte und dürebrennt und sei grad us über d'Muren ab und i See us und sither sei vo sim Wybergut nit meh gseh worde, als emal heig e Fischeer gemeint, er heig gar e gru-

sam e große Sedt an der Angel und woner uszoge heig, sei es der Bschüttigohn gsi.

Beide lachten herzlich über diese Neckereien und irenten sich herzlich, daß ihre Zustände jetzt besser waren.

Ihre Ehe wurde mit zwei Knaben gesegnet. Der ältere, Rudi mit Namen, war ein besonders pfiffiger; der jüngere, der auf den Namen des Vaters getauft war und Johannes hieß, war stiller und nicht ganz so spitzbüebisch wie Rudi, aber er zeigte schon früh Anlagen zu einer gewissen Solidität.

Als der deutsch-französische Krieg im Gange war, waren die Knaben 8 resp. 10 Jahre alt. Hannes lebte mit seiner Familie auf einem Lehen und sie wirtschafteten mit gutem Erfolg und hatten seit ihrer Verheiratung sich einige Tausend Franken erspart. Nun kam der Prosperitäts Rummel nach dem Kriege und Hannes meinte, er sollte mehr Elbogen Raum haben, er sollte sich mehr ausdehnen können. Auf dem Lehen sei er zu beschränkt und was er verbessere, da gebe ihm doch Niemand etwas dafür. Es bot sich Gelegenheit, von einem, der das Amerika-fieber bekommen hatte, ein Heimwesen zu kaufen. Dasselbe war nicht auf einer sehr hohen Kulturstufe, bot aber viele Gelegenheiten zu Verbesserungen. Hannes kaufte das Landgut, mußte aber einen verhält-

nismäßig hohen Preis dafür bezahlen, weil auch andere waren, die kauflustig waren. Manchmal gibt es auch welche, die sich kauflustig stellen und wenn sie auch nicht genug Geld hätten, um einer Schürze groß zu bezahlen, nur um dem andern den Preis in die Höhe zu treiben. Gewöhnlich werden solche vom Verkäufer dazu angestellt und bezahlt und diese Sorte Geschäftsmacher finden sich in jeder Gegend.

Hannes bezog nun sein neues Heimwesen und mit einem wahren Feuereifer machte er sich an die Arbeit dasselbe zu verbessern. Schon nach zwei Jahren konnte deutlich wahrgenommen werden, daß ein neuer Meister auf dem Plage war. Es konnte überall eine mehr systematische Bearbeitung wahrgenommen werden und eine bessere Ordnung. Aber die Verbesserungen kosteten immerhin Geld und da er für die auf dem Lande haftenden Schulden einen bedeutenden Zins aufbringen mußte, so war vorläufig an eine Abzahlung der Schulden nicht zu denken. Noch ein Werk von besonderer Bedeutung wollte Hannes ausführen. Wenn das getan wäre, so glaubte er die Hauptsache an den Verbesserungen getan zu haben. Ein Stück des Landes war naß und sumpfig. Hannes hatte beobachtet daß gerade an der Ecke seines Landes ein Felsenbarrier den Talbad,

aufdämmte, in Folge dessen der Abfluß des Wassers von seinem Lande gehemmt war.

Im Spätherbst desselben Jahres hoffte er Zeit zu bekommen den Abfluß des Baches zu corrigieren und dann noch Drainierarbeiten auszuführen. Im selben Herbst hoffte Hannes aus jung aufgezogenen Vieh eine große Einnahme zu haben. Aber gerade in diesem Herbst kam der Preissturz und schnitt seine Hoffnung entzwei. Statt einem bedeutenden Uberschuß zu haben, wie er berechnet hatte, mußte er jetzt alle Franken zusammenklauben, um seinen Zins zu machen. Das ging Hannes ziemlich gegen den Strich, aber er war nicht einer von denen, die beim ersten Mißgeschick die Flinte ins Korn werfen. Er hoffte durch erneuerte Anstrengung und besonders durch die Verbesserung des sumpfigen Landes, sein Heimwesen bedeutend ertragreicher zu machen. Er sprengte die Felsenbar, welche den Talbad aufdämmte und es war eine Freude zu sehen, wie der Bach jetzt schnell abfloß und sich um etliche Fuß tiefer in sein Bett senkte und das Wasser aus dem Lande auf beiden Seiten des Baches jetzt abfloß.

Die Nachbarn, welche Hannes auch nicht ein Pfund Pulver beige-steuert hätten, um den Felsen zu

sprenge, weil sie sagten, der wäre da schon über tausend Jahre gestanden und wäre noch Niemand im Wege gewesen, bis jetzt ihm, als sie sahen wie das Wasser jetzt abfloß, und auch ihr Land dadurch gebeßert wurde, kamen jetzt und rühnten Hannes. Eigentlich hätten sie schon lange davon geredet, aber einer meinte, sein Großvater, der Gerichtsjäß, hätte gesagt, das Wasser würde mit der Zeit den Felsen schon durchfressen.

Nun sagte Hannes, er wolle jetzt seinen Boden noch drainieren, das müße erst etwas, wenn ein richtiger Hauptabfluß geschaffen sei.

Diese Lehre könnten sich auch noch hunderte von Wisconsin Farmern zum Vorbild nehmen, durch deren Farmen die Talbäche sich wie Ringelnattern hinwinden.

Hannes machte sich, wie beabsichtigt, noch im Spätherbst an die Arbeit, aber er dachte wohl nicht daran daß es ihm nicht vergönnt sein sollte die Arbeit zu vollenden. Er zog noch manchen Graben und legte die Röhren darein und freute sich wie das Wasser durch dieselben in den jetzt viel tiefer liegenden Bach abfloß. Am Sonntagmorgen, nach einer Woche, durch welche hindurch er anstrengend gearbeitet hatte, fühlte er ein Reißen und Schmerzen in seinem Rücken. Die Gliederfucht hatte sich bei ihm ein-

gestellt. Nuneli kam wohl mit einem Gütterli mit Tannzapfenöl und schmierte ihm die wehen Stellen, aber ein sich in feuchter Erde zugezogener Rheumatismus nimmt selbst vor dem scharfen Geruch des Tannzapfenöles nicht so schnell die Flucht. Hannes wurde schwer leidend und sein Rheumatismus ging in die entzündliche Form über. Er litt unsägliche Schmerzen und konnte kein Glied mehr rühren. Die Arbeit im Stalle konnten die zwei Knaben besorgen vor und nach der Schulzeit, aber so gut wie Hannes waren sie doch nicht damit bewandert. Mehr wie ein Arzt wurde zu Hannes gerufen und sie erklärten sein Fall für sehr gefährlich. Und er war gefährlich — denn einmal fuhren die fahrenden Schmerzen ihm aufs Herz und der sonst so kräftige Hannes tat sein letzter Athenzug. Unsägliches Leid und Schmerz drückte die Wittve und ihre Söhne nieder und die ganze Ortsbürgerschaft betrauerte den frühen Hinschied des ehrlichen und treuen Mannes. Ein Leichengeleite wurde ihm gegeben, wie es sonst nur einer hervorragenden Person zu teil wird.

Für die Wittve standen trostlose Tage bevor. Mit einem schwerbelasteten Heimwesen und den zwei Knaben zu wirtschaften, hatte wenig Anziehendes für sie, besonders, da

die Vieh und Produktenpreise sehr niedrig standen und es unter den Verhältnissen eine sehr kundige Führung des Bauernwesens bedurfte, um überall Bescheid geben zu können.

Rudi und Johannes versprachen wohl der Mutter trenn beizustehen. Aber vom Vorsatz bis zur Tat ist immer ein weiter Schritt. Rudi besonders hatte keine große Freude am Vieh. Etwas zu kaufen und geschäfteln war ihm viel lieber. Hansli dagegen war gerne beim Vieh, aber um alles richtig zu verstehen, war er doch noch zu jung. So kam es, daß schon in kurzer Zeit nach dem Tode des Bauers eine Kuh krank wurde und einging. Das machte die fast untröstliche Witwe erst noch recht verzagt und sie wußte sich wirklich fast nicht zuhelfen.

Wo ratlose Leute sind, da stellen sich in der Regel viele Berater ein. Einige mögen es aufrichtig meinen, einige sind zu dumm sich selber zu beraten und die schlimmsten sind die, welche aus der Ratlosigkeit einer verlassenen Witwe ihren eigenen Vorteil ziehen wollen.

Einige rateten der Witwe vorwärts zu fahren mit der Landwirtschaft, ein Knecht oder Tagelöhner einzustellen. In wenigen Jahren wären die Söhne aus der Schule und könnten dann selbständig werden. Andere wieder rateten ihr

das Heimwesen in Lehen zu geben, bis die Söhne erwachsen seien und Chäppeli Christen riet ihr das Heimwesen gegen ein kleineres Stück Pflanzland zu vertauschen; sie könnte auf diesem Pflanzland Gemüse ziehen und vermarkten und sie würde auf diese Weise ihr gutes Auskommen finden und eine weniger große Bürde tragen, als mit dem schwer belasteten Heimwesen. Chäppeli Christ offerierte ihr ein passendes Stück Pflanzland und die Idee ein Gemüsegärtnergeschäft anzufangen schien ihr nicht ganz aus dem Tierbuch gegriffen zu sein, aber der Preis, den Christe ihr für das Heimwesen offerierte, war aus dem tiefsten Grunde des „Schindmährts.“ Von vielen Seiten wurde der Witwe Warnungen zugeslüßert, vor Chäppeli Christe, auf der Hut zu sein, denn das sei eine arge Klage, die vornen lecke und hinten frage.

Ein Bauernknecht, der in der Gegend nicht sehr bekannt war, hatte von dem Falle gehört und machte sich sofort auf, der Witwe auf dem Hubel seine Dienste anzubieten.

Er war ein korpulenter Bursche nur fast zu speckig für einer der harte Arbeit leistet. Aber er konnte schwagen einem Ratsherr z'tros und wenn nur der vierte Teil seiner ausgeübten Heldentaten wahr gewesen wären, so hätten sich die ge-

feierten Nationalhelden alle schlen-
nigst in ein Mäuseloch verkriechen
müssen. Weil aber beide Knaben
noch in die Schule mußten, Rudi
sich nicht gerne mit dem Vieh abgab
und Hansli noch zu jung war um
die Arbeit alle zu tun und den
Winter über noch viel Holz aufge-
macht werden sollte, so wurde der
Knecht angestellt.

Die ersten vierzehn Tage ging er
ganz holzschekimäßig an die Arbeit.
Alles Bestehende wurde umgefrem-
pelt und anders arrangiert. Das
sei alles altväterischer Unsin und
habe keinen Platz mehr in einer
rationellen Bewirtschaftung eines
Landgutes.

Das tat Anneli weh. So fest es
hoffte einst selig zu werden, so fest
glaubte es, daß der Weg, wie sein
seliger Hannes gewirtschaftet hatte,
der allein unfehlbare sei.

Aber der heldenmütige Knecht,
mit seiner Ratsherrenschmucke, ver-
mochte immer Annelis Vorschläge
zu nichts zu machen, besonders da
er fast immer von Rudi unterstützt
wurde. Hansli, der jüngere Sohn
sagte nicht viel zur Sache, doch
zeigte er von Anfang eine gewisse
Abneigung gegen den Knecht, aber
bei seiner stillen, eingezogenen Na-
tur sagte er nicht viel. Der Knecht
arbeitete den Winter über, trotz
seinem Speckbuckel, noch recht ordent-
lich, aber was Anneli nicht gefiel

war, daß er begann ihm allerlei
Aufmerksamkeiten zu schenken, für
die es in seinem Witwenleid keine
Bedürfnisse hatte.

Ostern waren herangekommen
und die Arbeiten auf dem Felde
sollten beginnen. Da kam Hansli
einmal gar verdrüssig von der
Schule heim, wollte aber nicht mit
der Sprache heraus, was Uebels
ihm wiederfahren sei. Da aber die
Mutter merkte, daß er niederge-
schlagen fühlte, so befragte sie ihn
als sie allein in der Stube waren,
was die Ursache sei. Da brach
Hansli ins Weinen aus und sagte,
die Schulkinder hätten ihm vorge-
halten der Knecht werde bald sein
„Stüfätti“ werden und da könne
er dann sehen wie es ihm ergehen
würde. Gumperlöhdlihanneise Köbi
habe ihm gesagt, der Knecht habe
mit Buchholzerjämli fünf Maasß
Bähnwasser gewettet, er sei ehe es
Neujahr sei Subelbauer.

Anneli sank bei diesen Worten
beinahe kraftlos auf einen Stuhl
nieder und wurde totesbleich. „Ist
o möglich, daß ein solches Gerede
schon in der Leute Mäuler ist, jetzt
schon, wo über meines lieben Han-
nes Grab noch nicht einmal Gras
gewachsen ist!“ Es zog den ver-
drüssigen Knaben in seine Arme und
liebkosete ihn und sagte: „Hansli:
hüb kei Schummer, der Blasti wird
nit di Stüfätti. Aber mir wei still

blibe derwege, was da gredt würd ist alls Lug, aber mer wei jez usfinde ob der Chnecht amene Ort öppis so gseit het, und wanner so gredt het, so chönnt er de sofort abdesiliere!“ Hansli war damit wieder getröstet.

Nur wenige Tage vergingen, da mußte die Witwe ins Nachbar-dorf, um einige Einkäufe zu machen. Auf dem Heimwege traf es sich, daß Chäppeli Christe sich zu ihr gesellte. Nun ging es nicht lange, so fragte er sie, ob sie darüber entschlossen sei, ob sie mit bauern fort-fahren wolle, oder ob sie nicht lieber verkaufen wolle. Die Witwe er-kläarte, sie sei noch ganz unent-schlossen.

Christe kam nun gleich mit der Sprache heraus. Er denke das sei-en Ausreden. Wie man höhre, sei da jetzt ein Plan im Gange, daß sie nicht sehr lange Witwe bleiben wolle, es pfeisens schon alle Spaten auf den Dächern, der Knecht werde da bald Hausmeister werden!

Da stellte sich die Witwe und schaute ihrem Begleiter scharf ins Gesicht und sagte. „Los Christe, sag das suß zu keim Mensch; da ist keis Wort wahr am ganze Gschwäg! Meinst i heig mi liebe Hannes scho so gly vergeße?“

„Ja mir kennt das,“ sagte Christe, „mer kennt das! E begehre-liche Chnecht, wo nit meh grad jung

ist und e Witfrau i de beste Jahre, hei scho mängist zäme Züür gfangen. Es wär scho Unmöglichers gscheh. Aber i ha denkt, es sei mi Pflicht, dich usmerksam z'mache und z'warne. Weißt, es ist no nit lang daß der Hannes g'storbe ist, und i ghöre zum Sittgericht, wenn öppe öppis vo dem söllt wahr si, wo da es Gmütter under de Lüte ist, so wär es iiji Pflicht und Schuldigkeit, daß me dem Ding e chlei tät nahe luege!“

„Nes weiß i aber nit soll i plääre oder lache,“ erwiderte die Witwe. „Neis Wort ist wahr a der ganze Sach. Aber wenn es dene Herre Sitterichter grad so im Ernst ist, über d'Moral vo der Gegend z'wache, so chönnt ihr bi us fröhlich cho ga es Verhör astelle; da ist nit gscheh, was d'Veiffelichkeit nit mag verträge. Aber ihr söllt nit vergeße, daß das nint Gebot au zu der Moral ghört. Es wär gut ihr ginged emal go nahesfrage, wer söttige G'red i Gang bringt. Gahnt öppe emal go lose, we es paat Schnappsbrüder bi-ne-nand hoche, wie sie chönne gaagge und pralaagge und praschallere und d'Lüt verzuuse und verlümde und verhehle und ehrliche Mensche die niederträchtigte Sache nachrede. Aber dört häre dörfst ihr nit, die würde nach d'Züüs abe mache, aber öppe es arms Tagets Witfraueli go i Mengite

und Schrecke jage, das si weniger schwierig Geldetate.

„Gut Nacht Anneli, tue dich nit ufrege derwege, jagte Christe und drehte bei einem Fußweg ab und ging gegen eine Scheune zu. Ob er dort wirklich etwas zu tun hatte, oder ob er eine angemessene Distanz zwischen ihm und der erbohten Witwe wünschte, ist in keiner Chronik noch im Protokoll des Sittengerichts geschrieben. Doch war Christe mit sich selbst ganz zufrieden. Denn das Subelheimet an sich zu bringen, das war sein festes Ziel, aber ein neuer Bauer, besonders wenn er noch anständig und sparsam wäre, das würde die Verwirklichung in unerreichbare Ferne rücken.

Die Witwe ging innerlich tief empört nach Hause. Eine sittsame Frau wie sie war, die niemals in ihrem Leben jemand einen Anlaß gegeben hat, daß mit Wahrheit etwas Ehrwürdiges von ihr gesagt hätte werden können und jetzt ganz ungeschuldiger Weise der Gegenstand einer vom Teufel erfundenen Klapperei und Schnättereie sein sollte, das und die aufrichtige Trauer über ihren verlorenen Gatten, das alles war fast zu viel auf einmal für die hartgeprüfte Frau: am liebsten wäre sie ihrem Gatten nachgefollt. Zu Hause angelangt ließ sie am selben Abend noch nichts

merken, außer daß sie sehr wortkarg war. Am Morgen aber, nach dem Frühstück, als der Knecht wieder zur Arbeit wollte, ließ sie ihn zurückbleiben. Sie sagte ihm frei heraus wie es ihr ergangen sei und was für ein Gerede unter den Leuten sei und daß da sofort ein Abbruch gemacht werden müsse. Er sollte sich um eine andere Stelle umsehen, sie brauche seine Dienste nicht mehr länger.

Der Knecht wollte wohl Einwendungen machen, aber Anneli hatte kein Gehör, sein Entschluß war gefaßt, der Knecht mußte gehen, wohl oder übel, ohne Pächterwasser.

Es war die Zeit zum Anpflanzen im Frühjahr. Die Knaben, die um diese Zeit Schulferien hatten, halfen wacker mit, aber es mußten doch noch Tagelöhner angestellt werden.

In Zeiten, wo sich auf dem Lande alle Hände regen, da wird es oft recht schwierig Tagelöhner zu bekommen. Die bessern haben ihre Plätze, wo sie alle Jahre angestellt werden und die, welche leicht zu bekommen sind, die taugen gewöhnlich nicht viel. Nach einigem Nachfragen konnte zwar ein älterer Kerl aufgetrieben werden, aber dieser war selbst ein so unbeholfener Klotz, daß er im Volksmund allgemein mit dem Ueberramen „der Zwölffschlegel“ belegt wurde. Nun sollte die

Arbeit mit den zwei Knaben und dem Schlegel getan werden. Das ging aber langsam genug. Die Anpflanzungen waren erst zwei Wochen nach der üblichen Zeit vollendet und mit der Heuernte ging es auch sehr langsam. Mehrere Male, als Gewitter drohten, konnten andere Leute durch schnelle Hast noch das Heu unter Dach bringen aber Schlegel war nicht in ein schnelleres Tempo zu bringen, es konnte blitzen oder donnern. So ging der Sommer vorbei; die Arbeit wurde nur liederlich gemacht und Anneli hatte viel Ärger und Verdruß nebst den Auslagen für Arbeitslohn.

Ende September kam das Vieh wieder von den Alpen herunter ins Tal und die großen Viehmärkte fanden statt in den verschiedenen Marktplätzen. Anneli wollte zwei Stück verkaufen und hoffte davon eine Einnahme zu erhalten, um Geld für den Zins für die auf dem Lande haftende Schulden zu bekommen. In etwa zehn Tagen sollte ein Markt stattfinden, an dem Anneli sein Vieh zu verkaufen hoffte. Aber es sollte anders kommen!

Am einem Sonntag, als die Leute aus der Kirche kamen, wurde auf dem „Publikations Platz“ verlesen, daß die Maul und Klauenseuche ausgebrochen sei und daß jeder Viehstand untersucht werden und wo verseuchtes Vieh sei, die Ställe un-

ter Bann getan werden müssen. Chäppeli Christe war Viehinspektor und mußte nun von Stall zu Stall gehen, um das Vieh zu untersuchen und wirklich fand er auch zwei wohlentwickelte Fälle in einem Stalle vor. Christe handirte mit seinen kloßigen Fingern an den Klauen der erkrankten Tieren herum betastete das mit Blasen besetzte Euter, zog den Tieren die Zunge heraus, daß ihm der Geißer der erkrankten Tiere bis an die Ellbogen durch die Rocksärmel hinein lief. Pflichtgemäß wurde der Stall in Bann getan und den Leuten, die das Vieh besorgten, befohlen, sich nicht auf anderer Leute Land zu begeben. Pflichtgemäß hätte aber Chäppeli Christe auch seine vom Seuchengift beschmierten Hände gründlich mit heißem Wasser und Seife waschen und mit einem Desinfektionsmittel einreiben sollen. Aber ob Chäppeli Christe glaubte, daran, daß er die Hände nicht zu waschen brauche und das Seuchengift ihm doch nicht schaden könne, sollte man die Reinheit der Seele des Sittenrichters erkennen, oder ob er ein Schmutzfinf von Natur war, oder ob er einen wohlgeplanten, teuflischen Hintergedanken hatte, das waßt der Autor nicht zu entscheiden. Aber es ist verdächtig und es gibt Raum zu allerhand Gedanken, daß Christe fünf Gehöfte übersprang und bei der Witwe des Hubelbauers vor-

sprach, um eine Untersuchung des Viehes vorzunehmen.

Christe fand das Vieh sehr verdächtig, ob schon es noch recht munter war und befahl große Vorsicht. Er würde fleißig kommen und genau nachsehen und mit Rat und That behilflich sein der Seuche zu wehren. Die Witwe versprach den Anordnungen nachzukommen, doch wünschte sie innerlich Christen dahin, wo der Pfeffer wächst.

Es gibt Menschen vor denen andere eine Hühnerhaut kriegen, wenn sie nur in die Nähe kommen, ohne eine bestimmte Ursache für dieses Gefühl angeben zu können; so erging es der Witwe mit dem Chäppeli Christe.

Nach fünf Tagen kam er wieder und erklärte den Stall für verseucht und er war es auch gründlich. Die Tiere lagen auf dem Boden, stöhnten und wurden vom Fieberfrost geschüttelt, hängten die Zunge heraus und geiferten, es war zum Erbarmen ihnen zuzusehen. Zwei Stücke berendeten in kurzer Zeit und mußten verscharrt werden, ohne nur die Haut verwerten zu können. Christe vergoß Krokodillstränen vor der Witfran über den neuen Schaden, den sie erlitten habe und sagte ihr, wie gut er es gemeint habe, als er ihr den Tausch gegen das Pflanzland angetragen habe. Anneli war beinahe untröstlich. Aus was sollte

es jetzt den Zins aufbringen, wenn es kein Vieh verkaufen konnte?

Rudi, der am Vieh und Landwirtschaft keine Lust hatte und in diesem Gedanken von Schlegel noch bestärkt wurde, weil er ihm den Dienst in den großen Fremdenhoteln in gar rothigen Farben geschildert hatte, drängte die Mutter das Heimwesen zu verkaufen. Im nächsten Frühjahr komme er aus der Unterweisung und dann gehe er in ein Hotel, da könne er so und so viel verdienen. Sie könnte auf dem Pflanzland Gemüse ziehen, zwei oder drei Geißen haben und Hansli könnte auch etwas verdienen und in zwei Jahren sei er auch aus der Schule.

Gedungen durch die Not gab die Witwe endlich nach und Chäppeli Christe konnte seinen Herzenswunsch erfüllen. Weil eben die Preise von Vieh und andern Produkten sehr niedrig waren, so war keine große Kauflust für Land und so konnte Christe beinahe seinen eigenen Preis machen. Sie kam in den Besitz eines Stückes Pflanzland, mußte aber eine Wohnung mieten. Eine kleine Summe Geld hatte sie auch noch aus Haus und Feldgeräten gelöst, die sie auf einer Steigerung verwertet hatte. Sie zog nun vom Hubelheimet in ein Miethaus. Der größte Teil des Vermögens war im Unglück, das über sie ge-

kommen war, verloren gegangen.

Das Frühjahr kam heran. Rudi wurde von der Schule entlassen und glaubte nun, daß von jetzt an die ganze Welt sich nach ihm richten müsse. Er bewarb sich um eine Stelle in einem Fremdenhotel. Weil er aber nur seine Muttersprache beherrschte, so konnte er nur eine ganz untergeordnete Stellung bekommen.

Das Frühjahr durch half er noch mit dem bestellen der Gemüsepflanzungen. Im Mai konnte er seine Stelle antreten. Hansli half der Mutter recht fleißig und zuweilen konnte er auch etwas bei benachbarten Bauern verdienen. Als die ersten Gemüse auf den Markt gebracht wurden, mußte Hansli der Mutter behilflich sein. Auf dem Markt machte er die Bekanntschaft der Gemüse- und Grämpelweiber, wo er bald seine Schüchternheit verlor. Denn da mußte geredet werden. Er lernte bald die Kniffe kennen, die da notwendig waren. Besonders erheiternd war es für ihn, als er einmal hörte, wie eine Frau von der andern Seite des Sees, ihre Kartoffel anpries. Eine etwas zimpfere Stadtfrau wollte von ihr frühe Kartoffel kaufen, hatte aber Bedenken sie wären noch zu unreif. Sie belehrte aber die Stadtfrau folgendermassen: „Nei, nei, mi guti Frau, die si gwilß, gwilß ruf, die verspringe wie Eier; i ha nehti jälber dervo

glochet un i ha im Gase es völligs Bloder ghob!“

Hansli stand der Mutter nach Kräften bei. Hatte er nicht gerade Arbeit, so nahm er eine große Hutte und ging in den Wald und köhlte für die Geißen, oder sammelte Beeren. Mit ihrem Fleiß und Arbeit konnten sie sich ganz ordentlich durchbringen, obichon sie manches entbehren mußten, was sie auf dem Bauerngut hatten.

Im Herbst als die Fremden Saison vorbei war, kam Rudi für eine Woche heim. Er wollte dann nach Frankreich, um dort zu arbeiten und die Sprache zu lernen. Rudi fühlte sich sehr hoch und redete ein Gemisch von Sprachen, daß ihn die Mutter fast nicht verstehen konnte. Am Abend, als er mit ihnen nachessen wollte, fing Rudi ohne weiteres an zu essen. Die Mutter aber sagte: „Rudi, z'erst tut me betel!“

„So, was da bete, wege dene wässerige Härdöpfel, magere Chäs und Mehlsuppe. Im Hotel Metropol hei mir o nit betet und hei viel bessers z'esse gha, als ihr da händ,“ sagte Rudi.

„Rudi! Rudi!“ jagte die Mutter „ist es scho so wit mit dir, daß du meinst wenn'd e Sommer im Hotel Metropol Schue putzt und Cafferolle gfeat heigist, so bruchst du der Herrgott nime. Gest du im Frühjahr hir Confirmation das dem Pfarrer

versproche? I will hoffe du werdist bald zur Isicht cho und wieder ander Seite ufzieh, fust wär es mir de lieber du würdist wieder uf Land gah und das Hotelweke uf der Site loh!"

„Mutter, da müßt ihr gar nit dra denke, daß i wieder uf Land gang; die Vuure zähle zwenig Lohn. Was kriegt z. B. der Hansli derfür, daß er all Abed dem Schwandfämi hilft fueterer u misle und dChalber tränke — emel gwüß e nit, als daß er da der Chalberchü bel uslecke nachdem dChalber dMilch druß glosse hei!"

„Rudi, du bist gwüß e wüste, öppis so z'säge. Wenn er dem Hansli scho nit grad Kappe und Frankt gibt, so het er sis scho mäuge Sase voll Milch bracht und einiisi e schöni Anfeballe und öppis so muß me au estimiere, weme jedes Dingeli ab der Waag chause muß!"

Hansli, der mit Disputieren mit Rudi nicht hätte Stand halten können, nahm sein Fragenbuch und fing an Fragen zu lernen und Schulaufgaben zu machen, ohne sich um Rudis Aufschweidereien viel zu bekümmern. Er war froh, als Rudi nach einer Woche nach Frankreich ging, doch meinte er, Rudi hätte von seinem Sommerlohn mehr der Mutter geben sollen.

Anneli und Hansli wirtschafteten auf ihrem Pflanzland weiter und

arbeiteten zwischen hinein noch bei Bauersleuten. Sie waren sparsam und wenn sie schon nicht bei den Tausenden auf die Seite legen konnten, so doch jedes Jahr etwas. Rudi war immer im Hoteldienst, im Sommer meistens in einem Schweizer Kurort und im Winter entweder in Nizza, oder Italien; ein Winter sogar in Algier. Um die zu Hause bekümmerte er sich nur wenig. Er sagte, nach einigen Jahren werde er selbst ein Hotel übernehmen und dann könne er auch den großen Herrn spielen.

Hans wurde nun auch volljährig, wo er seine eigenen Wege gehen konnte. Obchon er nicht in fremden Sprachen parkieren konnte, wie Rudi, so war er doch für sein Alter gut gereift. Der viele Besuch der Märkte, die er mit seiner Mutter machen mußte, hat ihn im Umgang mit andern Menschen erfahren gemacht. Ferner hat er in der Zeit, wo er zu Hause nicht Arbeit hatte, als Tagelöhner bei verschiedenen Bauern gearbeitet und ihm Winter viel beim füttern geholfen. Er hatte ein offenes Auge für Vieh und Landwirtschaft und er hatte siu manches gemerkt, an dem andere seines Alters noch achtlos vorüber gehen.

2. Kapitel.

Das kommende Jahr sollte für Anneli und Hansli bedeutende Veränderungen bringen. Sie haben seit sie ab dem Hubelheimet weggezogen sind, sich ehrlich und recht durch die Welt geschlagen, und waren bei Jedermann respektiert.

Schwandsämi, ein gut situirter Bauer, hatte seine Gattin durch eine schnelle Krankheit verloren und das war für ihn und sein Bauernwesen ein schwerer Verlust. Anneli und Hansli mußten oft den Chum-mex-z'hilf machen und ihm bei der Haus- und Feldarbeit aushelfen. Mit der Hausarbeit konnte Anneli es ihm immer besonders gut treffen. Er sagte oft, wenn Anneli haushalte, so gehe alles doppelt so weit und alles Essen sei schmackhaft und appetitlich, während manche, welche schon für ihn gehaushaltet haben, immer alles verchöözen, das eine mal die Speisen verbrennen das andere mal versalzen und die Gemüse eine Chust haben, als ob sie aus dem Soderichhafen kämen.

Es war etwa ein Jahr nachdem Sämi seine Gattin verloren hatte, kam er einmal mitten im Tag zu Anneli herüber und war vor Zorn sichtlich aufgeregt. Als Anneli ihn nach der Ursache fragte, sagte er, es könne bei ihm nicht länger so gehen. Vor zwei Wochen hätte er die Sage-

buch Süse als Haushälterin eingestellt und jetzt sehe es in seinem Haus aus, es gleiche ihm gar nicht mehr. Ordentliches zu Essen sei nie auf den Tisch gekommen, aber im Butterhafen habe es seither ein Loch gegeben man könnte den Scheiterstock drein legen. Zwei große Hammen seien gebraucht worden und doch sei in der Zeit nur einmal Hammensfleisch auf den Tisch gewesen und allerhand sonst sei verschwunden und daneben sei es ein Trampeltier, wasche nichts und pube nichts, es stinke bald im Haus wie in einem Saustall. Jetzt habe er ein Entschluß gefaßt, um dem Zustande ein Ende zu machen. Er frage es, ob es sich dazu verstehen könnte zu ihm zu kommen als Haushälterin.

„Na du, min Gott, Sämi, öppe alben einiit chani scho do ushelfe, aber i muß halt mine Pflanzige o luege und uf a Märit go, da wärii e nit verseh mit sonere Hushälteri,“ erwiderte Anneli!“

„Du heßt mi lät verstande, i meine nit nu grad, daß du sölttist Hushälteri si, für Hushaltig i der Chuchi ume z'schleipfe, i meine ob du weßtist Husfrau, Büüri werde, ob du weßtist mi Frau werde. Versteißt jetz? Que, so wie jetz chani uf mi armi Türi nit meh geschäfte, sußt töt mi der Nerger!“

„Näää sooo! so ist es gemeint! Du

chunjt aber o grad mit der ganze Tür ins Hus ine und überrascht eim wie ne Föhnsturm!"

„d'Umständ si au derno!"

„Nu Sämi, alli Ehr und Respekt für di Antrag. Aber zerst mußi doch die Sach mit dem Hansli bespreche; er ist durch die Jahr vo mim Witwestand in aller Liebi und Treu zu mir gstande, drum soll er au öppis mitz'rede ha, öppis go tue, wo ihm nit aständig wär, das wellt i au nit!"

„Nu, so läst die Sach öppe überrede und gib mir de am Suntig Antwort; i muß wieder hei go luege was der Sturm wieder unterhänds het."

Hansli kam am Abend vom Markt heim und gab der Mutter Abrechnung über seinen Erlös und berichtete wie es auf dem Markt gegangen sei. Er sagte auch, er hätte fast eine neue Idee im Kopf, aber er wisse nicht was sie dazu sage.

„Und das wär?"

„Es seien da kürzlich zwei Herren aus Amerika gekommen und die sagen wie dort viel bessere Gelegenheiten seien für junge Leute. Es könne dort einer in einem Jahr so viel Geld verdienen, daß er damit zehn Zucharten Land kaufen könne und jeder wo fleißig und sparsam sei, könne in wenigen Jahren wohlhabend werden. Die zwei Herren seien ungeheuer reich und es seien

jetzt schon über hundert, wo mit ihnen verreisen wollen. Einige sehen als Käser und einige als Landarbeiter, aber alle können Klage zu guten Lohn kriegen und diesen zwei Herren dürfe man glauben, sie seien aus bekannter, ehrbarer Familie und keine Schwindler und er hätte Lust auch mit diesen zu gehen, er sollte jetz auch probieren etwas mehr zu verdienen.

So redete Hansli und schaute die Mutter mit fragenden Blicken an und erwartete, daß sie mit einem ganz entschiedenen „nit isch!" dazwischen fahre. Aber was sagte die Mutter?

„Du lieber Gott, ist das nicht ein wunderbares Zusammentreffen!"

„Was denn, heit ihr öppe vom Stubi öppis vernoh?"

„Nei, öppis ganz anders, du schönntisch gwüß nit erratel!"

„Was denn, doch nit böses?"

„I hoffe nit!"

„Mutter, so sägs doch!"

„Der Sämi, der Nachbar!"

„Was ist de mit dem?"

„Da gi ist er hit, bi mir!"

„U was het er welle?"

„Ja, was meinst was het er welle?"

„Ja was weis i, doch nit öppe Euch welle hürate?"

„Wohl ebe grad, grad für das het er mi gfragt!"

„Ghe der Nachbar, der Schwand-
Sämi?“

„Der und kei andere!“

„Nits o möglich?“

„Gwüß, gwüß ists wahr!“

„U was Händler ihm gseit?“

„Na was hani gseit, so gschwind
gang das jeh doch nit, i well de nu
zerst mit dir rede. U jeh chast säge
was derbo meinst, am Suntig well
er wieder cho, und i müß ihm be-
stimmte Bricht geh.“

Hansli stützte für eine Weile den
Kopf in die Hände und sinnete über
die Sache nach. Endlich blickte er
wieder auf und sagte: „Mutter i
meine das wär nit dumm. Der
Sämi ist er brave Ma und e Frau,
wo ihm gut zur Sach luegt, het er
nötig und nit Euch wär er versorget
und Ihr wäret au versorget. Das
würd mir der Abschied doppelt
leicht mache, wenn i wüßt, daß i
nu Euch nit müßt Chummer ha;
da chönt i mit Freude nach Ameri-
ka. Nemmet der Sämi, de gaht es
ihm und Euch gut.“

„Du tuest jeh fast nu nöttlicher
als der Sämi!“

„Na der Sämi ist de doch au en
andere Ma, als der Speckbuckel
Masti, wo neh hät welle?“

„Guß Küfel! Schwig mer vo
dem, der hani au nie welle, aber
will i mit dem Sämi so en astän-
digi Partei cha mache, so würd mes
nit dörfe vo der Hand wise, es wär

doch de schöner im Schwand Büürri
z’ji, als ganz Jahr mit dem Gräm-
pelscharre bi allem strube Wetter uf
e Märkt z’jahre. U willst du au
grad hüt mit sonere Bricht chunst
und nach Amerika wost, so chami
nit anders gseh, als der lieb Her-
gott het alls so wislich gordnet. Das
ist es wunderbars Zämetresse und
öppis wosi so wohl schickt, muß me
nit vo der Hand wise, mer gseht da
z’diitli, daß das vonere höhere Macht
iji g’ordnet worde. Drum weimer
mit Freude üser Plan usführe u
dem Herrgott vertraue, daß er alls
zu me-ne gute Ziel führe werd!“

„Grad so wei merz mache!“ sagte
Hansli.

Am Sonntag Vormittag kam
Sämi im Sonntagsstaat zu Annelis
Häuslein. Auch Anneli hatte seine
Sonntagskleider an und wollte zur
Kirche gehen als Sämi erschien.

Nun machte Sämi keine lange
Komplimente, sondern fragte so
freundlich er konnte: „Und Anneli
hest über der Antrag nahedenkt und
bist zu-me-ne Entschluß cho?“

Anneli erwiderte mit einer Mine
die Sämi gutes ahnen ließ, er müße
den Hansli fragen, der sei da
Meister.

Hansli, der in der Stube dem
Gespräch zugehört hatte, rief durch
die Türe: „Der Sämi wott nit mich
hürate, er wott Euch, Mutter!“

„Na, gwüß wotti,“ sagte Sämi

drum soll d'Mutter grad selber säge was sie dervo denke tüeg."

"Nu, so würd me denf selber müße d'Antwort geh", sagte Anneli. "Wilt du immer so e gute Nachbar und en anständige Ma ggi bist, so würd me so ne Abtrag nit dörfe zrückwise, drum säge i ja!"

"Jetzt heb mer gwoblet," sagte Sämi.

"Ich gratuliere," rief Hansli zur Thür heraus. Er kam aber auch heraus und reichte Sämi die Hand und sagte, es sei auch ihm wöhlter. Nun sagten alle drei, sie wollen zusammen nach der Kirche gehen und auf dem halbständigen Hinweg erzählte Anneli und Hansli, dem Sämi, wie das jetzt ein sonderbares Zusammentreffen sei. Hansli sagte wie er so froh sei, daß er die Mutter gut versorget wisse, jetzt könne er ohne Kummer den weiten Weg nach Amerika antreten.

Mit der Hochzeit wurde nun kein Aufschub gemacht. Sämi meinte, wenn etwas vergeßen worden sei so könne man das nachher nachholen, die Hauptsache sei, daß wieder eine Mutter ins Haus komme. Hansli brauchte auch keine lange Zeit, um sich für die Abreise bereit zu machen. Eine Woche nach der Hochzeit seiner Mutter nahm er Abschied und mit einer großen Schaar Auswanderer ging

es über Meer. Die Reise ging glatt von staten und an einem Abend langte die ganze, große Truppe Einwanderer in Monroe an.

3. Kapitel

"Da wären wir jetzt! Was folgt jetzt nach? Das ist eine Frage die sich fast jedem neuen Ankömmling auf die Zunge drängt, wenn er am Ziel seiner Reise angelangt ist.

Am nächsten Tag war ein Tag, wo sich die Farmer aus der weitem und näheren Umgebung in der Stadt einfanden und nun ging es um die frisch Angekommenen wie um warme Semmeln. Zahlreiche Käser mußten Hüttenknechte haben und fanden unter den Emigranten reiche Auswahl. Viele gingen auf Farmen. In Zeit von einem Tag war schon der größte Teil plaziert. Hansli hatte sich zu einem Farmer verdungen, auf einen großen Platz, wo sehr viel Vieh war. Am Abend konnte er mit seinem „Boß“ nach Hause fahren und seine Stelle antreten. Ehe sie die Stadt verließen, sagte ihm der Meister, er müße Stiefel und Ueberkleider haben, das sei hierzulande notwendig, die mitgebrachten Kleider seien meistens nicht praktisch. So machte Hansli noch Einkäufe, wie ihm der Meister befohlen hatte.

Die Reise nach der Farm, kam Hansli fast schrecklich vor. Es war

gerade zur Zeit der Schneeschmelze und da war die Straße in einem ganz schauerhaften Zustand. Der ganze Weg war ein Morast, in dem der Wagen oft bis an die Achsen einsank. Der Meister fragte ihn, was er von den Straßen hierzulande denke?

Hansli entgegnete, er könne schon sehen wie die Amerikaner Straßen machen; die nehmen ein langer Streiffen Dreck und machen zu beiden Seiten einen Zaun, dann sei das eine Straße. Bei einem Strohhof sah er die erste Kuh, sie war aber nicht so sauber und glatt wie dem Schwandjämi seine, sondern hatte schon mehr das Aussehen eines alten Landwehr - Tornisters. Der Meister, oder Boß, wie man hierzulande sagt, erklärte ihm, gerade so straub seien denn allerdings nicht alle Kühe wie die, das komme da viel auf die Behandlung ab. Aber weil man hier kältere Winter habe und das Vieh viel im Freien lasse, so halte es die Winterhaare länger, aber das Vieh sei abgehärtet und doch gesund und werde nicht wegen jedem rauhen Wind krank.

Sie passierten mit ihrem Fuhrwerk mehrere schöne Farmen mit guten Gebäuden. Das seien alles Schweizer, die da wohnen. Die haben die meisten große Scheunen und besorgen das Vieh genauer als die Amerikaner. Er nannte ihn

auch einige Namen und da waren welche darunter, die ihm bekannt waren. Auch bei dem, von welchem sein Vater das Hübelhmet gekauft hatte fuhren sie vorbei; der sei jetzt ein wohlhabender Mann. Ehe sie nach Hause kamen wurde es nacht und Hansli konnte bei seiner Ankunft nur sehen daß eine sehr große Scheune und ein schönes, weißes Haus auf dem Plage war.

Ein Knecht kam und nahm die Pferde ab und die Waren, die der Farmer in der Stadt eingekauft hatte, wurden vom Wagen genommen und ins Haus gebracht. Auch Hanslis Kiste wurde vom Wagen genommen, aber war nicht recht fähig um sie ins Haus zu nehmen; denn sie war mit Straßentot so beschmiert und beladen, daß vom Holz an der Kiste nur der Boden sichtbar war. Man entschloß sich für den Abend die Kiste ins Holzhaus zu stellen, bis am Morgen sei der Straßentot trocken und könne leicht abgerieben werden.

Nun wurde das Haus betreten und Hansli der Familie vorgestellt. Die Meisterfrau hieß ihn willkommen. Die Familie bestand aus dem Ehepaar in mittleren Jahren und zwei Kindern. Beide Eheleute waren jung mit den Eltern von der Schweiz eingewandert. Sie konnten sich noch gut an ihre Heimatdörfer erinnern und im Hause wurde noch

allgemein schweizerisch als die Umgangssprache benutzt. Die Frau stellte ein kräftiges Nachtesen auf und Hansli dachte dabei, bei sich selbst, wenn es da immer ein solches Essen gebe, so sei das eine gewaltige Verbesserung gegenüber wie er es daheim gewohnt gewesen sei. Als sie mit dem Nachtesen fertig waren, kam auch der Knecht, der die Pferde abgenommen hatte, aus der Scheune ins Haus. Schon bei der Thüre zog er seine schmutzigen Stiefel aus und schlüpfte in ein paar Slippers. (Pantoffeln). Hansli hatte dieses beobachtet und dachte bei sich selbst, in dem Haus müsse einer aufpassen, daß er nicht mit dreieigen Stiefeln das ganze Zimmer vertappe. Er nahm sich vor, den Knecht über die Gebräuche zu befragen. Als der Knecht sich der Ueberkleider entlediget, Hände und Gesicht gewaschen hatte und die Heublumen aus dem Haar gekämmt, wollte er seine Pfeife stopfen. Als Hansli dieses sah, zog er einige Schweizerstumpen hervor und gab davon dem Knecht und auch dem Meister. Der Knecht fragte ihn, woher er komme von der Schweiz und als Hansli ihm den Ort nannte, fragte er, was dieser oder jener mache und ob des Redemachers Lisi noch ledig sei, er sei früher manchmal zu dem „Z'hilt“ gegangen. Nun fragte Hansli, wo

er denn herkomme, er müsse in seinem Ort bekannt sein. „Ja gwüß bini bekannt, i bi Mütti Rööbis Christe!“

„Nits au möglich, i weis ganz gut wo du fort bist und wie d'Schwester brieget het, wo du gange bist. Wer hät o da dra denkt, daß mir scho nach vier Jahre enander in Amerika atresse täte.“

Nun, mußte Hansli von zu Hause erzählen und der Meister und Frau waren auch interessiert, was er zu berichten wußte, denn obschon sie noch jung waren, als sie ins Land kamen, so hörten sie doch noch gerne von der Schweiz erzählen.

Erst nach ziemlich vorgerückter Stunde gingen sie zu Bette. Hansli kam ins gleiche Zimmer zu Christen. Geschlafen wurde noch nicht. Hansli sagte zu Christen, er möchte ihn gebeten haben, ihm Aufschluß zu geben wie er sich zu verhalten habe. Er sehe schon so viel, daß in amerikanischen Bauernhäusern ein Unterschied sei, von denen in der Schweiz und die Gebräuche werden auch verschieden sein und er möchte sich auch benehmen wie es der Brauch sei. Christen sagte, er habe gerade so gefühlt, als er ins Land gekommen sei und es sei gut, wenn sich einer nach den neuen Verhältnissen richte, und nicht meine jetzt müssen sich alle ändern nach ihm richten.

In erster Linie müsse einer sich in

allem anständig berechnen und besonders den Frauen gegenüber sollte einer stets höflich sein. Man sollte im Hause und überall stets reinlich sein und den Frauen keine unnötige Arbeit verursachen. Wenn der Wasserteimer leer sei, so sollte man nicht etwa warten bis ihn jemand fülle, sondern ihn nehmen und ihn bei dem Brunnen füllen. Auch sollte man immer darauf sehen, daß die Meisterfrau nicht selbst Holz in die Küche tragen müsse und viele andere solche Handreichungen bringe ein Knecht bei den Meisterleuten schnell in gute Gunst und wenn man es sich einmal gewohnt sei, so achte man solche Kleinigkeiten nicht als eine Arbeit, sowas gehe fast unvermerkt. Bei der Arbeit in Stalle und auf dem Felde, da werde er bald sehen was zu tun sei. Die Arbeit tue man hier schnell. So an der Sache herum tödken „und chum i nit hüt, so chum i de morn,“ das sei hier nicht der Brauch und Knechte, die nach einer solchen Methode verfahren, haben gewöhnlich Gelegenheit bald einen andern Platz zu suchen. Daneben sei die Arbeit nicht schwerer als zu Hause und die Werkzeuge viel handlicher. Hansli sagte, er hätte die Absicht sich aufzuführen, daß sie mit ihm zufrieden seien. Sie redeten noch im Bett mit einander bis auf einmal ein lautes Schnarchen den andern belehrte,

daß der eine in Morpheus Armen gesunken sei. Bald zog auch der andere tiefe Atemzüge.

Am Morgen weckte Christen den Hansli. Er mußte ihn tüchtig rütteln, da schoß er aber in die Höhe und sagte: „Was ist los? wott öppe sSchiff undergoh!“

Nun mußte Christen lachen und Hansli kam auch zu sich selbst. Er hätte geträumt er sei noch auf dem Meere. Jetzt aber sah er, daß da keine Gefahr sei, daß das Schiff untergehe.

Hansli war schnell auf den Füßen und zum ersten Male kleidete er sich in die amerikanischen blauen Ueberkleider und er kam sich darin vor wie ein Pajaf.

Sie nahmen nun die Milcheimer zur Hand und gingen nach der Scheune. Christen gab den Pferden Futter und nachher ging es an Melken.

Als Hansli die über vierzig Kühe sah, wurde ihm fast angst und fragte wer die auch alle melke?

Christen sagte, gegenwärtig sei noch mehr als die Hälfte galt, und mögen zwei leicht mit dem melken fertig werden, aber jetzt sei die Zeit, wo die meisten frisch werden und da gebe es bald viel zu strupfen, aber der Meister helfe dann auch und im Sommer helfe auch noch vielmal die Meisterfrau.

„Die Meisterfrau?“ So was kommt in der Schweiz nicht vor; höchstens bei der Semmermeitischen kann es vorkommen, daß sie melken.

„Hier aber wird das als keine Unehre angesehen, wenn ein Farmersfrau melkt und es gibt welche, die jedes Mannenvolk bieten würden.“

Hansli meinte ihn könne wahrscheinlich bald jemand bieten mit melken, er habe nur wenig Übung gehabt, aber er sehe daß hier Gelegenheit sei sich zu üben. Christen meinte, er solle jetzt im Anfang nur nicht meinen, er wolle so manche melken wie er, aber er solle gut ausmelken. Wenn er einmal gewohnt sei so gehe es bald besser.

Hansli setzte sich zum ersten mal in Amerika unter eine Kuh und das melken ging viel besser als er gedacht hatte. Er meinte die Kühe seien nicht so zähe wie die in der Schweiz.

Als sie fertig waren, wurde den Kühen Heu gegeben und die Milch nach dem Hauskeller gebracht, wo sie in Platten ausgerichtet wurde. Die Käserci war um diese Jahreszeit noch nicht im Gange, so mußten die Farmer die Milch im Hause selbst verarbeiten. Meistens wurde nur Butter gemacht und die blaue Milch den Schweinen gefüttert. Auch wurde

Milch an die Aufzuchtkälber verwendet. Für den Metzger wurden damals noch nicht viel Kälber aufgezogen, der Preis war zu niedrig, um den Kälbern viel Milch zu verfüttern. Darum wurden viele schon ein Tag alt totgeschlagen und die Haut abgezogen und das Fleisch den Schweinen dargeworfen. Aber Vorsicht wurde gehalten, daß die Zuchtsauen nicht davon kriegten, denn es war die allgemeine Ansicht, wenn die Zuchtsauen frisches Fleisch zu fressen kriegten, so würden sie hernach auch die Ferkel fressen. Ob es wirklich so ist, bleibe dahingestellt, aber ziemlich allgemein ist auch bei den Unvernünftigen die Mutterliebe so weit entwickelt, daß sie eher für die Jungen ihr Leben aufs Spiel setzen, als einem etwas zu Leide tun.

Nachdem die Milch besorgt und die nötige Arbeit im Stalle getar war, ging man zum Frühstück.

Hansli verwunderte sich wieder über den reich gedeckten Tisch. Nach dem Essen, als sie wieder in den Stall gingen fragte Hansli Christen, ob de immer so aufgestellt werde? Christen erwiderte das sei nur das Gewöhnliche, bei den Mahlzeiten müße man gut einlegen, Müni und sBesper geb es nicht, aber drei Hauptmahlzeiten da werde reichlich und kräftige Nahrung aufgestellt. Hansli fand im Laufe der Zeit, daß Christen ihm die Wahrheit gesagt

habe.

Die Arbeiten in Stall wurden getan und als das Vieh gefressen hatte, wurde es ins Freie und zur Tränke gelassen. Nachher spannten sie die Pferde an einen Wagen und fuhren aufs Feld hinaus um einige Cornschoden zu holen. Man müsse diese hereinholen ehe der Boden ganz aufgetaut sei, sonst komme man für einige Tage fast nicht mehr dazu. Hansli ging mit. Als er die Cornschoden sah, fragte er, was man mit diesen Stauden tue? Christen sagte ihm, die werden den Kühen gefüttert. Hansli aber meinte, da wär ihm seines Emd doch lieber als solches Gesträuch. Er werde seine Meinung schon noch ändern, sagte Christen, das Corn, oder Mais wie man es in Europa nenne, sei die Hauptnahrung für das Vieh und für Milch und zum mästen von Vieh und Schweinen gebe es nichts besseres abson es nicht so fein aussehe wie Emd. Als sie ein Fuder geladen hatten, was mit einigen Schwierigkeiten geschah, weil die Schoden noch auf den Grund festgefroren waren, fuhren sie nach der Kuhhard vor der Scheune zurück und warfen Corn den Kühen vor. Hansli verwunderte sich wie die Kühe auf dieses Futter losfuhren und wenn eine das Glück hatte einen Kolben zu erhaschen wie sie

mit Eifer daran faute. Als er aber sah, daß viele der Maiskörner auf den Boden fielen und von den Kühen in den Grund getreten wurden, da sagte Hansli, da gehe doch viel Futter verloren, draußen habe man beim Dreschen jeder Besen der hinausgesprungen sei, mit den Fingern aufgelesen damit er nicht verloren gehe.

Christen aber sagte ihm, er werde bald etwas sehen und dann werde er erfahren, daß auch die in den Boden getretenen Körner nicht verloren seien. Selbst noch die Körner, wo er da unverdaut in den Kuhfladen stecken sehe, werden benützt.

„Du willst doch nicht sagen, daß wir die Körner auflesen müssen, wie man in der Schweiz das Acheram (Buchnüsse) aufgelesen? Christen mußte lachen. „Nein, das selbe müssen wir nicht, dafür hat man hier eine andere Einrichtung. Als die Kühe das Cornfutter gefressen hatten und nur noch die Storken übrig waren, ging er zur Seite der Kuhhard und öffnete ein Thor und rief einige Male: „Bui—bui—bui, und herangestürzt kam ein Rudel Schweine, die fuhren in der Kuhhard herum und wühlten jedes in den Grund getretene Körnlein heraus und jeder Kuhfladen wurde durchwühlt und nach Maiskörnern gesucht, auch der Mist im Stalle

wurde von den Schweinen durchwühlt und die Körner herausgenommen.

„Da siehst jetzt Hansli,“ sagte Christen, „die können es noch besser als der beste Acheramaufleser!“ „Ja“ meinte Hansli, „man lernt alle Tage etwas Neues, aber Schweine find's doch!“

Nachdem auch die Schweine ihre Arbeit verrichtet hatten, wurden die Pferde an den Mistwagen gespannt und der Stall ausgemistet und der Mist gleich aufs Land gefahren und verworfen. Nachher beim Strohsack ein Fuder Stroh geholt und im Stall verteilt, daß die Kühe ein gutes Bett haben. Darauf wurden die Futtergänge wieder mit Heu gefüllt und als dieses getan war, war man mit der Futterarbeit für den Vormittag fertig. Man ging bis zum Mittag noch auf den Holzplatz und spaltete Holz.

Nach dem Mittagessen jagte der Meister, für nachmittag habe er eine musikalische Arbeit in Aussicht. Das Cornfutter sei jetzt vom Felde so ziemlich alles hereingeholt und der Boden taue auf und von jetzt an müsse man den Kühen Gebrochene's füttern, (Hafer und Mais Schrot) und da laße man die Schweine nicht mehr in die Kuhhard und in den Stall und daß sie auch im Pasture (spr. Paster- Weide) nicht alles

verwühlen, so wolke man ihnen Ringe in die Nase tun. Das sei aber eine ganz musikalische Arbeit.

Hansli war über diese Aussicht fast ein Bißchen verblüfft. Er hatte einmal dem Schwandfämi geholfen Schweine ringen, und das kam ihm vor, als eine ganz rabiate Arbeit. Sämi hatte in der Oberschwelle über der Schweinstalltüre einen Guntel eingeschlagen, durch den Guntelring wurde ein Seil gezogen an dem ein zulaufender Lätzsch war. Nun wurde das zu ringende Schwein bei den Ohren gepackt und herzugezogen. Wenn es nun das Maul aufsperrte und geußete wie eine Bödelibahn-Lokomotive, so mußte ein anderer dem Schwein den zulaufenden Lätzsch ins Maul tun und dann am andern Ende des Seiles ziehen, daß dem Schwein der Kopf in der Richtung des Guntels in die Höhe ging. Nun nahm Sämi ein Draht, der am einen Ende spitz gefeilt war. Dieses Drahtende wurde dem Schwein durch den Nüßel gestochen, umgebogen und dann mit einer Spitzzange an den Drahtenden ein Röllchen gemacht, fast in gleicher Weise, wie die ledigen Mädchen, wenn sie die Haare mit dem Brenneisen kräufeln, nur daß die Mädchen nicht so laut dazu schreien. Eine solche Prozedur nahm wenigstens eine Viertelstunde

in Anspruch und nachher mußten die Beteiligten noch eine Stunde lang die Hände gegen die Ohren pressen, um das Gehör wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Hansli hatte eine Ahnung das Schweineringen würde hier ungefähr gleich gemacht werden und schaute sich um, ob nicht der Meister mit einem Guntel anrücke. Wohl rückte der Meister an, aber nicht mit einem Strick und einem Guntel. Er hatte nur in der einen Hand eine Zange, ähnlich wie ein Zahnarzt braucht, um die Zähne zu ziehen und in der Tasche seines Ueberhemdes hatte er eine Schachtel mit C-förmigen Ringen, die konnte er vorn in die Zange nehmen. Mit einem Ring in der Zange ging er zum Zaun des Schweinefärch's hin und hielt den Schweinen einen Maiskolben vor. Zwei oder drei langten darnach und dasjenige das seine Schnauze am weitesten vorstreckte, hatte unversehens den Ring in der Nase. „Wigg!“ lies es einen Geuß aus und zog den Kopf zurück, um auszufinden daß es mit dem Zierrat eines Südssee Inselners dekoriert worden war. Auf diese Weise gelang es noch mehrere male dem Meister einem Schwein den Ring in die Nase zu bringen, aber die vielen Geuße machte die andern mißtrauisch. So ein unvernünftiges Tier ist manchmal fast merklicher wenn Gefahr vorhanden

ist als ein Diplomat, besonders merklicher als die Diplomaten von Versailles, wo im letzten Jahr auch eine große Schweinringete statt gefunden hat; die haben von den Wyßen und Geußen der Weltgeschichte nichts gelernt und ihre Nase möglichst weit nach dem vorgehaltenen Cornkolben vorgestreckt, bis ihnen zur passenden Zeit der Ring hineingeklemmt wurde.

Der Meister sagte nun zu Christen und Hansli, als keine mehr freiwillig vortreten wollten, sie müßten jetzt in das Färch gehen und die Schweine bei den Ohren und beim Schwanz nehmen und heranbringen. Das ging alles ganz gut solange man es nur mit Herbstferkeln zu tun hatte, aber unter den ältern waren einige Tiere, mit denen es eine gewagte Sache war anzubinden, doch brachten sie noch die meisten in eine Stellung, wo es dem Meister gelang den Ring in die Nase zu plazieren. Ein schweres Schwein das nahm Reizhaus. Hansli, der es noch beim Schwanz gepackt hatte, blieb ein Stück davon in den Händen. Nun sollte noch das größte und älteste Schwein an die Reihe kommen. Es war schon lange in einer Ecke gestanden und hatte der Prozedur, wahrscheinlich mit gemischten Gefühlen zugegesehen, ohne eine Bewegung zu machen. Es schien das Schicksal mit stoischer

Gleichgültigkeit hinnehmen zu wollen. Als aber Christen und Hansli es bei den Ohren packen wollten, da fuhr es wie ein Pfeil vorwärts, dem Hansli zwischen die gespreizten Beine und verkehrt auf dem Rücken nahm Hansli einen „Reit Hogsbad“, um im nächsten Augenblick im tiefsten Dreckloch des Schweinefärchs auf dem Rücken zu landen. Wenn so was passiert, so ist es immer schwer Menschen zu kriegen, die mit einem Bedauern hätten Hanslis neue Ueberkleider, die er an dem Tage zum ersten male anhatte, hatten eine fürchterliche Einweihung erhalten und zwar nicht mit Cölnischwasser. Hansli mußte sich in der Scheune schnell der Ueberkleider entledigen und der Meister brachte ihm andere, die er für den Tag anlegen konnte. Die andern wurden im Wasser ausgewaschen und am Gartenzaun getrocknet.

Nachdem die Schweiningete vorbei war, gingen die Knechte wieder zur Scheune und stallten das Vieh, fütterten die Schweine und Pferde und schon kurz nach fünf Uhr ging es zum Nachtessen.

Nach dem Nachtessen ging es wieder ans melken und Kälber tränken. So während dem melken haben die Knechte die beste Gelegenheit über allerhand mit einander zu reden. Hansli fragte, wenn jetzt da so viele Kühe frisch werden, ob man da auch

die ganze Nacht den Kühen wachen müße, wie man es in der Schweiz tue? Er sei im vergangenen Winter manche Nacht beim Schwandsämi in der Geißbarne gelegen und habe den Kühen abgepaßt.

Christen belehrte ihn, daß das hier kein so großes Ereignis sei. Wenn eine Kuh einkomme. Man halte die Kühe mehr im Freien, sie hätten viel Bewegung und frische Luft, darum seien sie gesund und ausdauernd und brauchen nur selten Hilfe. Man gehe in solchen Zeiten gewöhnlich noch ehe man zu Bett gehe und zünde noch einmal über das Vieh und wenn nicht gerade etwas im Anzug sei, so überlasse man das über Nacht dem guten Glück. Wenn man am Morgen nachsehe, so finde man manchmal einige junge Kälber die über Nacht gekommen seien. Die Erfahrungen der nachfolgenden Tagen belehrten Hansli, daß Christen ihm die Wahrheit gesagt hatte.

So vergingen für Hansli die ersten Tage mit fast gleichmäßiger Arbeit. Füttern, Holzspalten und Zaunpfosten machen. Er sehnte sich darnach, wo es Feldarbeit gebe, denn im Frühjahr ist die Arbeit um die Scheunen herum nicht immer das Angenehmste, wenn überall tiefer Schmutz ist. An einem Sonntag durchsuchte er den Maschinenhuppen und Christen mußte ihm

Auskunft über die Maschinen geben. Er war besonders neugierig dieselben arbeiten zu sehen.

Der April war nun herangekommen und die Arbeit auf dem Felde konnte beginnen. Zuerst mußte noch Mist verworfen und verreggt werden, dann wurde für Hafer gepflügt geeggt und gesäet und da sah Hansli, daß man da mit den praktischen Werkzeugen und Maschinen in kurzer Zeit eine gewaltige Arbeit verrichten kann.

Als der Hafer im Grund war, mußten Christen und Hansli noch ein großes Stück Drahtzaun machen, während der Meister meistens mit dem Pflug im Feld war und Weideland umpflügte, in das Corn gepflanzt werden sollte. Auch wurde in der Kuhhard der Mist aufgenommen und aufs Land gefahren.

Um diese Zeit wurde auch der Betrieb der Käseerei aufgenommen. Das brachte eine bedeutende Erleichterung, denn die Verarbeitung der Milch, im Hause, gab eine große Arbeit für die Hausfrau. Da mußten immer eine große Zahl Milchplaten rein gehalten und auch Butter gemacht werden. Wenn aber die Milch in die Käseerei geliefert werden konnte, so fiel diese Arbeit weg. Allerdings auch die geschwungene Nidel, aber das Nidelschwingen schafft so wie so nicht gut bei warmem Wetter. Im Anfang Mai konn-

te das Vieh auf die Weide gelassen werden. Das war eine Freude für das Vieh, das begierig sich an dem jungen Gras sättigte und auch bald spiegelglatt wurde. Aber es war auch eine Freude für den Farmer und die Knechte, denn wenn das Vieh auf die Weide geht, so gibt es auch einen längern Sonntag. Melken, die Milch nach der Käseerei bringen und die Schweine und Pferde füttern, das ist dann alles was getan werden muß. Die andere Zeit bis am Abend zum melken ist frei. Hansli verwunderte sich oft, welch großes Quantum Milch die Kühe geben, als sie ins Gras kamen, aber mit dem melken ging es jetzt schon recht gut, er hatte sich schnell daran gewöhnt.

Einmal erlebte Hansli einen Schrecken. Der Meister schickte ihn in den Wald, um ein Fuder Zaunpfosten zu holen. Auf einmal fing es nicht weit von ihm an zu trommeln: Bum, bum, bumbumbum. Hansli erschrad. Was mochte das wohl sein? Der Ton war ihm ganz unbekannt. Noch nie hatte er so was gehört. Er hatte wohl schon von indianischen Tamtams gehört und blitzschnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, da müssen wohl Indianer in der Nähe sein. Das bum, bum, bumbumbum wiederholte sich in fast gleichmäßigen Intervallen und da er nichts sah

and nicht mußte was die Ursache war, so beeilte sich Hansli ungewöhnlich das Fuder aufzuladen und heimzufahren. Das Trommeln konnte vom Hause weg noch gut gehört werden, darum erkundigte er sich bei den andern recht schnell, was das sein möchte. Er wurde belehrt daß das Fasanen seien, die mit ihrem trommeln die Käfer aus faulen Blöcken und Bäumen hervorjagen. Nun leichtete es Hansli und sein so günstig verlaufener Schrecken amüsierte ihn jezt.

Nicht ganz so günstig verlief eine andere Erfahrung die er am gleichen Tag machte. Christen und Hansli mußten noch zusammen ein Stück Baun aufstellen, um ein Cornfeld vor dem Vieh zu sichern. Sie mußten ein Stück weit einen alten Miegelzaun aufnehmen, um an dessen Stelle den Drahtzaun zu bauen. Hansli war mit dem weggeren des alten Zaunes beschäftigt, da sah er nicht weit von ihm ein sehr schönes schwarzes Tierlein mit einem weißen Streifen über den Rücken. Das Tierlein schien gar nicht wild, sondern fast zutraulich zu sein und Hansli ging näher, um es zu befehen. Er war nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, als er fühlte daß ihm etwas angespritzt wurde und ein fürchtbarer Geruch verbreitete sich, der mit Kaffeerösten gar nicht zu vergleichen war. Hansli

hatte genug von dem schönen Tierlein gesehen; er nahm die Flucht und wollte bei Christen Schutz suchen. Aber Christen bedeutete ihm, er solle nicht zu nahe kommen und künftighin solle er nicht mehr zu neugierig sein, wenn Stinkfagen herum seien. Hansli konnte nichts anderes tun als nach Hause zu gehen und die Meisterfrau bitten, sie solle ihm andere Ueberkleider vors Haus bringen, was auch bereitwillig geschah. Durch eine Umkleidung in der Scheune konnte der scheußliche Geruch gemildert werden, so daß wenigstens für andere Menschen wieder ausstehlich wurde sich in seiner Nähe aufzuhalten. Hansli hatte nun für die Zukunft eine ziemlich gründliche Kenntniss von den Eigenschaften einer Stinkfage, ohne daß er Brehms Tierleben studierte. Am nächsten Tag mußte Hansli beim Cornpflanzen helfen. Damals wurde noch alles mit dem Handpflanzger gesteckt. Die fein verarbeiteten Felder wurden kreuzweise mit dem Marker ausgezeichnet und auf jede Kreuzlinie wurde dann der Pflanzger eingesteckt und einige Körner Samen Korn sollen gelassen. In noch frühern Zeiten wurde mit der Saue von Hand gepflanzt, darüber war der Handpflanzger schon eine gewaltige Verbesserung. Kaum war das Corn gekernt, so wurde der Boden schon mit dem Cornflug ge-

lockert und vom Unkraut rein gehalten und es war wunderbar zu sehen wie schnell sich die sehr zarten Pflänzlein entwickelten. Hansli meinte in diesem Lande wachse doch alles furchtbar schnell, aber die Sonne brenne auch gar unbarmherzig warm auf den Rücken herunter, aber dennoch freute ihn die Arbeit auf dem Felde, weil in einem Tag ein so großes Stück bearbeitet werden konnte.

Nun war das Cornpflügen verrichtet, so hieß es ans Heuen gehen. Zum ersten Mal sah er eine Mähmaschine arbeiten und verwunderte sich wie viel Arbeit damit verrichtet werden konnte. Ueberhaupt lernte Hansli, daß hier die ganze Heuernte auf einem andern Prinzip ausgeführt wird als im alten Lande.

Im alten Lande gingen schon bei Tagesanbruch eine Anzahl Mäder ans mähen. Im gleichen Takt fielen die Schreibe mit der Sense und legten das Gras in lange Schwaden. Der beste ging voran und einer folgte dem andern in kurzem Abstände. Wenn einer der weiter hinten war den vordern jagen konnte, so gab es oft ein wahres Wettmähen und wenn einer recht kräftig in einen im Graze verborgen Stein oder Maulwurfshaufen i Flug, dann hörte man auch oft recht hitzige Worte. Den Mäbern

folgten die Worber oder Zetter, welche die Schwaden ansbreiteten. Schon im Nachmittag wurde das Heu mit dem Rechen gewendet, damit die Sonne auch die untere Seite treffe und am Abend wurde das am Morgen gemähte Heu auf Schochen oder Birlinge gebracht um gegen Regen und Tau einigermaßen geschützt zu sein. Am nächsten Tag mußten diese Schochen wieder verworfen werden, dann nochmals mit dem Rechen gewendet und ihm Nachmittags das zweiten Tages ging es an ein einfahren, oder in den bergigen Gegenden wurde es auf dem Rücken eingetragen. Hier aber wurde gemäht, die heiße Sonne besorgte alles Ueberige bis ans zusammenrechen und einfahren. Das Rechen wurde mit dem Pferderechen besorgt, allerdings wurde noch mit der Gabel geladen, aber schon zu der Zeit hörte man, daß hie und da eine Maschine gebraucht werde um das Heu zu laden. Das Abladen in der Scheune wurde schon damals mit Pferdekraft getan. Hansli meinte oft, hier bringen vier Personen so viel Heu unter Dach wie draußen fünfzehn. Anfangs Juli war die Heuernte fertig und der Meister sagte, als das letzte Fuder eingefahren war, jetzt könne man den 4. Juli feiern ohne sich um das Heuen zu bekümmern.

Hansli oder John wie er jetzt all-

gemein gerufen wurde, hatte noch keine rechte Vorstellung was der vierte Juli für eine Bedeutung habe, doch merkte er, daß diesem Tag eine ganz außergewöhnliche Bedeutung beigelegt wurde.

Als der Meister erklärte, am Vierten gehe man die ganze Haushaltung nach New Glarus zur vierten Juli Feier, da freute sich John sehr. Er hatte den Namen dieses Ortes schon so oft nennen hören, aber gesehen hatte er noch nichts davon, denn er war noch nie über die nächsten Nachbarfarmen hinausgekommen.

Am Vierten am Morgen wurde eine ganze Stunde früher aufgestanden und gemolken. Der Käser hatte die Milch früher verlangt, er wolle am vierten auch einige Stunden frei haben. Deshalb war man schon frühe fertig. Der neue Wagen wurde hervorgeholt und drei sog. Springstühle darauf plaziert und die besten zwei Pferde vorgepannt. Auf den ersten Sitz gingen der Meister und Frau, auf den mittlern die Kinder und auf dem hintersten Christen und John. Es ging es New Glarus zu. Auf allen Straßen, die New Glarus zu laufen, sah man Fuhrwerke. Meistens Farmertwagen mit Springstühlen. Einige konnten noch gesehen werden, wo anstatt Federn unter dem Sitz, derselbe auf zwei biegsamen

Stangen befestigt war. Sie und da sah man leichtere Wägelchen, die Federn hatten und sogar einige recht hochräderige Buggies. Als man in die Nähe der Ortschaft kam, hörte man eine gewaltige Knallerei, es erinnerte einen fast an ein Schnellfeuer auf einen Militär Exercierplatz. Als man in die Ortschaft einfuhr, war alles bunt beslaggt und schon dicht mit Menschen besetzt. Fast alles redete schweizerisch, doch waren auch welche dabei, die recht undeutlich redeten, daß man sie nicht verstehen konnte. Es seien Englische und Norwegner, sagte der Meister. John betrachtete alles mit hohem Interesse. Da waren auch allerhand Spiele, wo einer Geld brauchen konnte, und bald ließ sich auch eine Musik hören. Das war alles so neu für John und vieles war ihm unverständlich. Nun gab es eine Parade durch die Straßen. Vorab kamen die Fahnenträger mit der Schweizer und Amerikanischen Fahne, dann folgte die Musik und allerhand Wagen bunt geschmückt. Nun ging es auf den Festplatz und da wurde deutsch und englisch gesprochen und gesungen und zuweilen spielte die Musik. Nahe beim Festplatz wurde Bier verkauft und da gab es auch bald Musik, denn es nahm nicht lange, so hörte man Schweizerjodel und Lieder. Um Mittag ging man zum Mittagessen

in ein Hotel und da war ein Leben in der Ortschaft wie an einem Jahrmarkt. Für John war das alles von großem Interesse. Es war so ganz anders als ein Eierauslesej oder Sackgumpet. Am Abend etwa um vier Uhr mußte man wieder nach Hause; denn die Mähe geben kein Pfifferling um den vierten Juli und geben an diesem Tag Milch gerade wie an einem andern auch. Da mag es noch so lustig sein und fröhlich zugehen, wo Molkerei betrieben wird, da müssen die Farmer auf ihrem Posten sein, es duldet da kein Aufschub, wenn nicht großer Schaden entstehen soll. Für ein Jahr wäre damit der glorreiche vierte Juli wieder vorbei gewesen.

Da fast immer beständig heiß Wetter war, so ging der Saker schnell der Reise zu und man mußte die Ernte beginnen. Da mußten alle Hände mithelfen. Selbst die Meisterfrau kam ins Feld und fuhr mit dem Ripper, derweil der Meister Garben band. Das war für John wieder eine neue Arbeit. Ehe man anfing wußte er nicht ob man da auch Strohbander mache, um die Garben zu binden, paßendes Stroh hätte er wenigstens keines gesehen, alles sei von der Dreschmaschine kurz geschlagen gewesen und so verhiirschet, daß man kein rechtes Strohband hätte machen können. Auch dachte er, ob man vielleicht

Weiden brauche um die Garben zu binden. Aber er sollte bald belehrt werden, daß man keines von beiden gebraucht. Zuerst fuhr der Meister einige Male mit dem Ripper um das Feld. Als John sah wie die Rechen am Ripper in der Luft herum gabelten und alle Augenblicke einer über die Plattform strich und die Frucht herunter brachte, da konnte er fast nicht begreifen wie das alles zu und hergehe. Nun hielt aber der Meister an und zeigte dem John wie das binden vorgenommen werden müsse. Er zeigte ihm wie man aus einer Handvoll Saker, das heißt Saker mit dem Stroh, gerade wie er geschritten wurde, ein Band macht und die Garbe bindet. Zuerst ging es bei John nur langsam, aber er sah bald, daß das keine Hexerei sei, man müsse nur wissen wie. Bald konnte er ordentlich vorwärts kommen. Weil er aber mit aufgerollten Hemdärmeln band, so fühlte er bald daß seine Arme heftig zu brennen anfangen, er rollte deswegen die Ärmel herunter. Ein älterer, ärmerer Mann, der auch als Tagelöhner beim binden mithalf, sagte zu John, er binde immer mit aufgerollten Ärmeln, wenn die Haut an den Armen schon abgehe, die wachse wieder nach, aber das Tuch für die Hemde, das müsse er kaufen. Zu dieser Logik konnte

Sohn sich allerdings nicht befehren, obſchon er ſparsam war, ſo war ihm die Haut an den Armen doch noch lieber als ein Stück Hemdentuch.

Die Tage der Ernte waren ſtreng. Das Wetter war ſehr heiß und die Arbeit mußte ſchnell gethan werden, wenn die Frucht nicht überreif werden ſollte. Weil aber die Arbeit ſo munter voranging und ein großes Stück bewältigt werden konnte, ſo war ein Ende abſehbar und man beſchleunigte die Arbeit daſſelbe ſchnell zu erreichen. Das melken konnte allerdings weder am Morgen noch am Abend aufgehoben werden, aber man ging am Abend noch nach dem melken ins Feld und bond Getreide manchmal noch beim Mondſchein.

Nachdem alles geſchnitten, gebunden und zu Schocken zuſammengeſtellt war, ging man bald aus zuſammenfahren und Stöcke machen. Man beſchleunigte auch die Arbeit damit man nicht etwa von einem Gewitter überrafcht werde ehe die Stöcke fertig ſeien. Als der letzte fertig war, meinte der ſparsame Tagelöhner, jetzt wünſchte er, er hätte eine Guttere voll Schnaps, ſo groß wie der größte Fruchtſtock. Je wollte er einen tüchtigen Zug daraus tun. Der Meiſter lachte darüber und meinte mit Kleinigkeiten zu wünſchen gebe ſich dieſer Arbeiter nicht ab, ſondern wenn er wün-

ſche, ſo nenne er genug, daß es für eine Weile langem würde.

Am Abend nachdem die Milch in die Käſerei abgeliefert worden und die Schweine gefüttert waren, brachte aber der Meiſter doch ein Fäßchen Bier aufs Tabet und das kühle Getränk mundete gar fein nach des Tages heißer Arbeit. Es iſt merkwürdig was ſo in einem Fäßchen für eine Beredſamkeit ſteht und wie gut es ſich erzählen läßt, wenn einer der rechte Stoff hat, um die Zunge zu netzen. Der Meiſter ſagte, in den frühern Zeiten ſei die Ernte eine ganz andere Arbeit geweſen als jetzt. Man habe viel mehr Frucht gepflanzt, weil faſt die ganze Einnahme wo ein Farmer gehabt habe aus dem Weizen gekommen ſei. Käſereien habe man noch nicht gehabt und auch nicht ſo viel Kälber, aber Weizen habe man ſo viel wie möglich gepflanzt. Wenn dann die Ernte gekommen ſei, ſo ſei alle andere Arbeit bei Seite gelegt worden. Aus den Städten ſeien in dieſer Zeit faſt alle Handwerker aufs Land gegangen, denn in den Städten ſei in dieſer Zeit auch nicht viel los geweſen. Alle Frucht hätte noch mit dem Gretel geſchnitten werden müſſen, von Rippern habe man noch nichts gewußt. Am Morgen ſobald der Tau getrocknet geweſen ſei, ſei man ins Feld und bis in die Nacht hinein habe man den Gretel ge-

schwimmen alles in einem Klump. Das Binden, sei fast gleich gewesen wie jetzt bei dem Ripper, nur daß man die Frucht habe weiter zusammenziehen müssen für eine Garbe zu machen, während jetzt der Ripper genügend für eine Garbe auf einen Haufen fallen lasse. Später sei dann eine Maschine gekommen wo zwei Mann darauf mußten um sie zu betreiben. Der eine habe die Pferde geleitet und der andere sei hinter ihm gewesen und habe einen Rechen gehakt. Die Frucht sei mit der Maschine geschnitten worden und auf die Plattform gefallen, wenn genügend für eine Garben gewesen sei, so habe der Mann mit dem Rechen sie von der Plattform abgerechelt. Binden, schocknen und stocken sei ungefähr gleich gewesen wie jetzt, aber im Dreschen habe es auch eine große Entwicklungs-geschichte gegeben. In der ersten Zeit habe man die Frucht auch noch von Hand ausdreschen müssen. Später seien kleine Dreschmaschinen auf-gekommen, von denen die ersten nicht viel größer gewesen seien als ein Schiebkarren. Dann seien solche gekommen, die mit vier Rossen be-trieben wurden, dann solche für sechs und acht Rosse und zuletzt für zwölf und jetzt noch die Dampfma-schinen. Um die Frucht zu verwer-ten haben die ersten Ansiedler damit nach Milwaukee müssen, mit dem

Ochsenfuhrwerk und manchmal haben sie aus der Frucht nicht so viel Geld gelöst, als die Unkosten für den Mann und Ochsen waren. Später wurde Janesville der Marktplatz und nachdem die Eisenbahn bis nach Monroe gebaut wurde, wurde Mon-roe der Weizenmarkt für die Ge-gend. Die Farmer hatten dann den Winter über Gelegenheit mit Schlit-ten die Frucht zu fahren. Während der Kriegszeit wurden die höchsten Preise erzielt. Aber gerade auf die Kriegszeit folgte die Verheerung des Weizens durch die Getreidewanze und mancher Farmer erntete nicht einmal so viel als er Samen gesäet hatte. Gerade in dieser Zeit kam Hilfe von einer andern Seite. Von New York her kamen einige Männer und sagten den Leuten, sie sollen den Weizenbau fahren lassen und auf die Molkerei übergehen. Sie sollen mehr Kühe halten und Käseereien bauen und mehr Mais pflanzen und gutes Gras, dann werden sie wie-der besser fortkommen und wo Kühe gehalten werden, da werde das Land von Jahr zu Jahr besser, wo es mit Weizen immer schlechter werde.

Wenn die Leute in Not geraten sind, so ist ihnen verhältnismäßig leicht zu predigen. Wenn sie aber prosperieren, dann hat niemand ein Ohr für einen Reformen. „Was will der dumme Rabbi uns sagen,

wir verstehen das doch hundert mal besser als er. Mit den Schweizerleuten im Green County ging das besser, denn die meisten hatten Vorliebe für Viehhaltung und so im kleinen wurde schon auf allen Farmen gemolken und gebuttert und gefäset, aber meistens nur für den Hausgebrauch. Wie aber die Käse-eien aufkamen, da gab es eine totale Umänderung in der ganzen Farmererei. Statt Weizen pflanzte man Corn und Hafer und Gerste und säete die Felder ein mit Grassamen, wie Mee, Thimothus und anderen Gräsern. Aber für Vieh mußten auch Ställe besorgt werden, wo die Tiere Säuz gegen Wetter und Kälte hatten und das Futter untergebracht werden konnte. Das brachte die Farmererei im Prinzip auf den Standpunkt wie sie jetzt ist. Alle Veränderungen die seither gekommen sind, ist nur Entwicklung der damals aufgenommenen Idee und Verbesserungen der Methode in der Arbeit durch verbesserte Maschinen und Verbesserung des Viehstandes durch bessere Züchtung.

So erzählte der Meister, da aber unter dessen das Bierfäßlein leer geworden und die Zeit schon weit vorgerückt war, so wurde das Schlafzimmer aufgesucht und der Ruhe gepflegt. Die Erzählung des Meisters hatte aber auf John einen großen Eindruck gemacht. Er dachte bei

sich selbst, wenn die Verhältnisse in Zeit von 30 — 35 Jahren eine solche Wandlung genommen haben, so sei man doch noch nicht am Ende angelangt und die nächsten 30 Jahre werden noch eine gerade so große, wenn nicht größere Entwicklung bringen. Er hätte schon manche Gelegenheit gesehen, wo man verbessern könnte, aber solange einer Smecht sei, müsse er tun wie der Meister befielt.

In der darauffolgenden Zeit ging das Dreschen an und John war derjenige, der bei den Nachbarn helfen mußte. Der Meister erklärte ihm, beim Dreschen helfen sich die Farmer gegenseitig aus. Es brauche da viel Leute und der eine Tag werde bei diesem gedroschen, der nächste Tag wieder bei einem andern, da helfe man einander bis man fertig sei. Das war eine neue Arbeit für John, denn er hatte noch nie anders dreschen sehen als mit dem Flegel und das ging in der alten Heimat ganz nach einem einheitlichen Plan. Da wurden in einer Tenne, je nach der Größe derselben, sechs, acht oder zehn Garben ausgespreitet, die Mehren in der Mitte übereinander gelegt, die Stumpen nach der Wand gefehrt. Die Drescher deren machmal sechs bis acht waren, nahmen dann die Flegel zur Hand und schlugen wie ein Hagelwetter auf die Frucht los, das machte ein Lärm,

daß keiner das eigene Wort mehr verstehen konnte. Waren Unge- wohnter dabei, so verfehlten sie oft den Tact und dann gab es oft ein Geheiß wie ein Rottenfeuer von ungewohnten Rekruten. Auch gibt es Leute die nie die Augen bei der Arbeit haben können und immer in der ganzen Welt herum glaraffen. Waren solche beim Dreschen, so passierte es oft daß einer dem andern auf den Flegel schlug. Wenn der Flegel dabei nicht in Stücke ging, so irrte es wenigstens dem, dessen Flegel getroffen wurde, ganz entsetzlich in der Hand. Wenn die Frucht zu dick gelegt war, konnte es auch passieren, daß der Flegel zurück sprang und schon mancher Drescher hat ein blaues Auge abbekommen. War das ausgebreitete Getreide einmal Aberdroschen, so mußte es umgewendet werden und wurde noch einmal überdroschen. Mit einem gewaltigen Signalstreich gab der Hauptmann der Drescher Compagnie das Zeichen zum Aufhören. Nun wurde das Stroh mit einer Gabel tüchtig aufgeschüttet, daß jedes Fruchtörnchen daraus in die Tenne falle. Strohbänder wurden geknüpft und dann das Stroh nach nochmaligem durchschütteln mit den Händen in Wellen gebunden. Aber ein Band war nicht genug. Die am obern Ende am weitesten vorstehenden Strohhalm wurden heraus-

gezogen, umgedreht und getradelt, immer weiter herausgezogen und getradelt bis man ein etwa acht bis zehn Fuß langer züpfenähnlichen Strohradel hatte. Dieser wurde dann vom obern Ende her spiralförmig um die Strohwellen gewunden und das Ende unter dem Strohhalm festgemacht. So sah eine solche Strohwellen fast aus, wie ein mit vielen Ordensbändern geziertes Gardeoffizier. Nun wurde das kurze und verhürschete Stroh noch sorgsam ab der Frucht abgerechnet und daraus eine Schutzwellen gemacht und nachher die ausgedroschene Frucht mit dem Tenne rechnen hinten in die Tenne auf einen Balken geschoben. War man dann fertig, oder wurde der Fruchtbalken hinten in der Tenne zu groß, so stellte man die Putzmühle, auch Stäube oder Röhde genannt, und putzte die Frucht, worauf sie in den Speicher gebracht wurde. Bei solchem Dreschen gab es auch manchmal schreckliche Abenteuer, denn da mußte die Magd oder Töchter des Hauses auch mithelfen und wenn es etwa passierte, wenn die Garben von der Reite ins Tenne geworfen wurden, daß eine Maus aus einer Garbe geängstigt die Flucht nahm und in ihrer Angst Zuflucht im Unterrock der Magd oder der Tochter nahm, so gab es ein Gegeißel und Gespring und Gestamp wie es höch-

stens von der ganzen Einwohner-
schaft ein Wespennest verursacht
werden kann, wenn sie jemand in
die Strümpfe geraten.

Würde das Dreschen hier auf die
gleiche Weise ausgeführt, so würde
wohl der ganze Winter dazu in An-
spruch genommen werden, aber nun
hat die Mechanik andere Mittel zur
Verfügung gestellt, und John war
sehr begierig die in ihrer vollen
Tätigkeit zu sehen.

Am ersten Plat, wo John mit-
half, wurde mit einer zwölf Horse-
power (Pferdekraft) Maschine ge-
droschen. Der Göppel, oder Horse-
power, wie er hier genannt wird,
wurde mit starken Schwiern festge-
macht die Ruthen gelegt und die
Maschine zwischen zwei Fruchtstöcke
gestellt, die Pferde angespannt und
nun konnte es losgehen. Die Ar-
beiter wurden verteilt, einer auf den
Horsepower um die Pferde anzutrei-
ben, einige auf die Fruchtstöcke,
einer um die Maschine zu füttern,
einer um Bänder aufzuschneiden,
einer zum Ölen und die Maschine
unter Aufsicht zu halten, der mit
dem, welcher fütterte in gewissen
Intervallen abwechselte, einer um
die Frucht zu messen und einige um
die Frucht nach der nahen Grainery
(Fruchtspeicher) zu tragen und drei
wurden ins Stroh geordert, das
heißt, sie mußten den Strohhack
machen. John der bei dieser Arbeit

noch grün, d. h. unerfahren war,
mußte ins Stroh und zwar vor den
Strohrechen, weil er noch keine
Kenntnis habe von der heiklen Ar-
beit einen Strohhack richtig zu
bauen.

Nun ging es los. Sum, sum,
sum, fing die Maschine an zu sur-
ren, die Pferde gingen am Horse-
power im Kreise herum wie die
Reiter am Zeitglockenturm. Nun
gibt es Leben auf dem Fruchtstöcken.
Die Garben fliegen auf den Futter-
tisch der Maschine, eine flinke Hand
zerhaut die Bänder, herum faßt
die Garbe durch den Zylinder, über
den Strohrechen kommt das Stroh
und eine Wolke von Staub in der
John verschwindet und ihn veran-
laßte einige Seitensprünge zu
machen. Hierher mit dem Stroh,
rief ein anderer Strohhack und
John sah sofort daß da trotz Staub-
wolke keine Gelegenheit sei um fort-
zulaufen. Stundenlang ging die
Maschine ununterbrochen, John
wurde oft von Stroh und Staub
fast zugedeckt, aber er wehrte sich
tapfer und dachte bei sich selbst,
wenn andere es haben aushalten
können, so werde er auch nicht dabei
kaput gehen. Aber als die Mittags-
pause kam und er für eine Stunde
frische Luft schnappen konnte, fühlte
es sich doch angenehmer. Im Nach-
mittag ging es wie im Vormittag.
Niederer wurden die Fruchtstöcke

und immer höher der Strohsack und als endlich alle Frucht durch die Maschine war, da war es ihm eine Art Erlösung. Er erkundigte sich wie viele Bushel gedroschen wurde und rechnete aus, wie viele Malter das machen würde und er fand, daß es etwa fünf mal so viel Frucht sei als sie beim Schwandfämi in zwei Monaten gedroschen hatten.

Am nächsten Tag ging es zu einem andern Farmer und John kam wieder ins Stroh, so auch am dritten Tag bei einem dritten Farmer. John meinte, er sei schon so gewissensmassen ein Expert geworden im Staubfressen, aber er glaube, er verstehe die Arbeit jetzt schon ordentlich und am nächsten Tag könne einmal ein anderer den Platz vor dem Strohhaken haben, er wolle die Gutsack nicht alle allein für sich. Der Meister meinte er habe ganz recht, die wo bei ihm zurückhelfen, werden auch nicht alle ins Stroh wollen und wenn einer sich auch mit den andern Arbeiten vertraut mache, so sei es umso besser.

Am nächsten Tag wurde wieder bei einem andern Farmer gedroschen und John sollte wieder ins Stroh, aber er protestierte. Nach einigem Widerreden wurde er zum tragen angewiesen. Das kam ihm vor wie ein Sonntag gegenüber der andern Arbeit. Er hatte in der alten Heimat auch viel tragen müssen, be-

halb machte ein Sack Hafer seinem Rücken keine große Beschwerden. An einem andern Platze, wo er auch mithalf, kam er zum pitchen (die Garben auf die Maschine werfen) und das gefiel ihm auch gut.

Nach der Drescherfaison mußte das Corn abgehakt werden. Das war wieder eine ganz neue Arbeit für John, als er den Gang der Arbeit einmal richtig erfaßt hatte, so konnte er beinahe so viel leisten wie ein Geübter.

So kam wieder der Herbst ins Land. Da war noch das Corn husken eine neue Arbeit für ihn. Den Winter über ging es wieder wie ihm Frühjahr, als er ins Land gekommen war. Die Arbeit war wieder füttern, Holzmachen und was es sonst etwa zu tun gibt.

Um Ostern herum war das Jahr aus für das er ausgedungen hatte. Zeit hatte er keine versäumt und mußte deshalb keine verlorene Tage nachschaffen. Er hätte wieder zum gleichen Meister ausdingen können, aber es war ihm von einer andern Seite ein bedeutend größerer Lohn angetragen worden und er meinte, wenn man den Platz zuweisen wechsle, so lerne man auch verschiedene Wege. Er schied vom alten Meister in der besten Freundschaft.

4. Kapitel.

Auf dem neuen Platz ging es ganz anders zu. Es waren dort vier Knechte, mehr Vieh und mehr Schweine und Pferde und doppelt so viel Land als am ersten Platz. Der Meister selber arbeitete nicht. Er las lieber Zeitungen und rauchte sein Pfeifchen. Am Morgen sagte er was für Arbeit zu tun sei und bis am Mittag sah ihn Niemand mehr.

Zohn sah bald was es für ein Unterschied ist, wenn der Meister zu den Knechten sagt, **kommt!** Heute wollen wir das machen als wenn er sagt **geht** und macht das und das. Bei dem Komm-Meister weis der Knecht immer, daß der Meister es sieht wenn einer sein Möglichstes tut. Gibt es unerwartete Hindernisse bei der Arbeit, so sieht der Meister meistens sofort ob jemand dafür zu blamieren ist. Kann eine Arbeit in einer gewissen Zeit nicht getan werden, so sieht es der Meister selbst, daß sie sich eine zu große Aufgabe gestellt haben. Wo aber der Meister sagt **geht** und er bleibt selbst zu Haus, da ist alles möglich, was zu Unheiligkeiten Anlaß geben kann. Bringt einer die Arbeit nicht fertig, die er in einer gewissen Zeit vollenden sollte, so wird er schon beargwöhnt, er hätte die Zeit nicht ausgenüßt. Bricht ein

Werkzeug, so wird der Knecht als ein dummes, unerfahrenes Grünhorn hingestellt. Wo mehrere Knechte sind, da gibt es gewöhnlich auch Parteien, wo die einen die schönste Arbeit beanspruchen und die schlimmere auf die andern abwälzen. Auch bietet sich, wo der Meister nicht dabei ist, eine gute Gelegenheit für Augendienerei. Vor den Augen des Meisters wird der größte Fleiß geheuchelt und sobald er den Rücken kehrt ihm die Zeit abgestohlen.

Auf solchen Plätzen ist ein neuer Arbeiter wie ein neues Huhn in einem Hühnerhof. Das kriegt bald von dieser Seite ein Biß, bald von einer andern, um auszufinden wie fest seine Federn stehen. Bei einem frisch eingestandenen Knecht unter mehreren alten da gibt es auch Biße. Weis einer zurückzubauen, so gibt es entweder ein Krach, oder die andern erkennen, daß sie da nicht einer an Hand haben, der sich auf der Nase herum tanzen läßt und dann wird dieser meistens durch flattieren auf ihre Seite gezogen. So war es auch auf dem Blake, wo Zohn das zweite Jahr arbeitete. Er lies sich aber weder auf die eine noch auf die andere Seite zu sehr an, sondern ging gewissermaßen den goldenen Mittelweg; tat seine Arbeit schlicht und recht, ohne Augendienerei gegenüber dem Meister, oder daß er dem Meister

etwas zu Leide getan hätte, um den Nebenknechten zu gefallen.

Der Meister war ein großer Theoretiker, er wußte auf seiner Farm sehr gut Bescheid, wenn er schon wochenweise nie aus dem Hause ging. Er mußte fast von jedem Acker was für Grund war und welche Sorte Getreide da am besten gedeihe und was für eine Grassamenmischung die besten Resultate bringe. Wenn im Frühjahr eingesät wurde, so gab er auch genau Anleitung wie der Grassamen verteilt werden sollte, aber ob es so getan wurde, hing viel vom guten Willen des Knechtes ab, welchen ihn löcte. War der Knecht in der Laune, so führte er den Befehl des Meisters aus, war er nicht in der Laune, so gingen die Samen alle zusammen in die Maschine hinein und die für das tiefere Land bestimmten Samen wurden auf den trockenen Hügel gesät und die für das trockene Land bestimmten auf den feuchten Talgrund. Natürlich war das Resultat bei beiden ein verfehltes. Mit dem Futter wußte der Meister auch ganz genau was jede Sorte für einen Wert hatte. Er konnte auf den Punkt angeben was für Nährwert Alfalfa hatte, wie viel Prozent das Heu, wie viel Timotheus und wie viel Blaugras. Er wußte ganz genau, daß ein Buschel Roggen so viel Nährwert hat wie zwei

Buschel Gerste. Aber daß jede Kuh genau das gerechnete Quantum erhielt, das konnte er wohl befehlen, aber die Ausführung des Befehles hing vom Willen der Knechte ab. War der Knecht bei guter Laune so erhielten die Kühe das richtige Quantum, war er andern Sinnes so konnten die Kühe einen Fasttag im Kalender verzeichnen.

Im Anfang als John auf dem Balke war, war es gerade die Zeit wo die Kühe frisch wurden, da stellte sich heraus, daß ein großer Teil der Kühen böse Euter kriegten. Es war eine Folge, daß die Kühe, als sie trocken gingen, nicht gehörig ausgemolken wurden. Als der Meister darauf aufmerksam gemacht wurde, schimpfte er auf den Knecht, der das hätte besorgen sollen, aber nicht getan hatte. Er befahl aber, daß solche Kühe, die entzündete Euter hätten, im Tage drei bis vier mal gemolken werden sollten. John tat dieses und konnte dadurch auch mancher Kuh das Euter vom Verderben schützen.

John stellte manche Betrachtung an zwischen dem ersten Platz, wo er war und dem zweiten. Beim ersten war der Meister fast jeden Tag mit den Knechten bei der Arbeit, war stets freundlich und zufrieden. Im Hause war die beste Ordnung in jeder Beziehung, aber eine innere Kenntnis von der Farm

erei hatte der Meister auf dem zweiten Platz eine bessere. Was dem ersten Farmer an Kentnis abging ersetzte sein Fleiß wieder. Die Bortheile, welche der zweite Farmer durch bessere Kentnis hatte, gingen ihm dadurch verloren, daß er nicht Kraft hatte sie auszuführen.

Er kam zu dem Entschluß, wenn die Kentnis des zweiten Farmers mit der Ausführungskraft des ersten Farmers vereinigt werden könnte, so könnten auf einer so großen Farm, wie der zweite Farmer hatte, ganz andere Resultate erzielt werden.

Der zweite Winter kam wieder heran. John hatte das Vieh zu besorgen und da hatte er beinahe den ganzen Tag Arbeit, denn es waren über hundert Stück auf dem Plage. Zwei Knechte hatten um Mitte Dezember ihre Zeit aus und verließen den Platz, weil beide selbständig zu farmen anfangen wollten. Der dritte Knecht wollte über die Feiertage zu seinen Angehörigen gehen und nach Neujahr wieder kommen. So kam es, daß John für zwei Wochen ganz allein die Fütterung von über hundert Stück Vieh, sechzehn Pferden und über achtzig Schweinen zu besorgen hatte. Da war schlechte Aussicht für eine festliche Stimmung an Weihnachten und Neujahr. Aber er dachte auch dieses würde vorbei gehen und

wenn wieder mehr Arbeitskraft auf dem Plage sei, so wolle er auch einmal einige Tage rasten. Glücklicherweise waren es schöne Tage während John allein wirtschaftete und kam nichts Ungewöhnliches in die Quere und er war im Stande die Arbeit zu bewältigen.

Am den Abenden nach getaner Arbeit wurde dann mit dem Meister manches in vertraulicher Weise besprochen. Der Meister klagte wie viel er schon oftmals Schaden gelitten habe, daß seine Befehle nur schlecht ausgeführt wurden und er hätte bald im Sinn sich von der Farmerei zurück zu ziehen. Es sei auch schwer für die Frau für ein solches Gesinde die Haushaltung zu führen. Mägde könne man auch nicht gut halten, entweder treiben sie mit den Knechten das Narrenspiel und arbeiten nicht, oder es sei ein schreckliches Trampeltier, wo alles zusammenschlage, daß immer ein Gepolter im Hause sei, als ob der leibhaftige Böse darin haustiere.

John meinte, ob er nicht einen Meisterknecht anstellen könne, der die Führung der Arbeit beaufsichtigen und dafür sorgen würde, daß die Arbeit nach seinem Wunsche ausgeführt würde. Der Meister aber meinte, das sei hier nicht bräuchlich. In dem alten Land, ja da sei ein Meisterknecht fast auf jedem Plage. Es sei auch schon hierzulande pro-

hiert worden, aber es habe sich in den wenigsten Fällen bewährt; die Knechte fühlten sich hier zu unabhängiger, daß sie einem Meisterknecht gehorchen würden. Er würde den Platz lieber verrenten und es so einrichten, das es im Interesse des Renters wäre, wenn er besonders gut zur Sache sehen würde. John meinte, er wünschte, er wäre so eingerichtet daß er die Farm übernehmen könnte; er hätte Freude daran, ein so großes Geschäft zu betreiben, aber er müsse jetzt noch eine lange Zeit Knecht sein, und dann erst klein anfangen.

Das sei nicht absolut notwendig, daß einer klein anfangen. Wenn einer die Arbeit verstehe und anständig sei und etwas „Grüt“ im Kopf habe, so habe sich schon manchem Gelegenheiten geboten, daß einer ohne großes Kapital zu guten Geschäften gekommen sei. Guter Wille und Fähigkeit zählen in diesem Lande mehr als irgendwo und wo diese zu finden seien, da werde auch ein großer Kredit gewährt. Wenn er, John, ein verheirateter Mann wäre, so würde er nicht zögern ihm die Farm zu übergeben, aber für ein Lediger sei es eine Unmöglichkeit von einem so großen Platz die Führung zu übernehmen.

Von diesem Tag an hatte John eine Biene im Ohr, die ihm stündlich und täglich etwas vorsumnte

Du mußt sehen daß du diesen Platz übernehmen kannst, auch wenn gebieret sein muß. John beschloß sich doppelt seine Arbeit zur Befriedigung des Meisters auszuführen. Noch nie zuvor war das Vieh so sorgfältig gepflegt worden und so zutraulich, wie unter der Pflege von John. Als er auf dem Platze anstand, konnte niemand durch den Stall gehen, ohne zu riskieren von einer Kuh einen Wigg zu bekommen. Der Grobian, welcher den Winter durch das Vieh besorgte, hatte bei jedem Mißtritt einer Kuh dieselbe mit dem Melkstuhl oder Mistgabel, oder was er gerade zur Hand hatte so brutal behandelt, daß die Kühe schon in Angst und Zitteren gerieten, sobald er seinen Fuß in den Stall setzte und wo jemand durch den Stall ging, da „fickte“ eine hier und die andere dort, daß niemand sicher war, wann ihm ein Bein zer schlagen werde. Anders als John das Vieh besorgte. Die Kühe merkten bald, daß sie von ihm nichts zu fürchten hatten und waren bald so zutraulich wie Schafe.

Als gegen Frühjahr die Zeit kam, wo die Kühe frisch wurden, da gab es beinahe kein Trubel mit bösen Eutern. John hatte die Anweisung des Meisters befolgt und im Herbst, als die Kühe trocken gingen, jeder etwa eine Woche später die geklosete

Milch ausgezogen und so gab es keine Entzündung der Euter als sie frisch wurden. Der Meister war über dieses Resultat hoch erfreut.

Beim Ein säen von Heusamen hatte der Meister wieder für das Land passende Mischungen ange schaft und John wurde beauftragt dieselben zu säen, was er auch ge nau nach Anweisung des Meisters tat. Das Resultat war auch ein anderes, als wann der für hohes Land bestimmte Samen in schweres Bodenland gesäet wurde und ungefehrt.

Frühjahr, Sommer und Herbst kamen wieder. Die Arbeit war fast dieselbe wie in frühern Jahren. Nur in der Ernte gab es eine Aen derung. Statt der altgewohnte Ripper, kam jetzt der Binder in Ge brauch, eine Maschine, die die Ar beit liefert, was sonst fünf Ber senen in Anspruch nahm. John hatte den Vorzug die Frucht mit der neuen Maschine zu schneiden, wofür er von den andern Knechten sehr beneidet wurde. Im übrigen ging die Farmerei ihren gewöhnlichen Gang, doch war das Jahr kein sehr erfolgreiches, obwohl es sehr fruchtbar war, so waren die Preise für die Produkte sehr niedrig.

Im Herbst hatten John und der Meister eine bedeutende Differenz in einer Ansicht. Der

Grassamen, welcher im Frühjahr eingesäet wurde, war unter der ge deihlichen Witterung sehr üppig aufgewachsen und im Herbst waren die Stoppelfelder mit einem rei chen Grasswuchs bewachsen. Eines Abends sagte der Meister, man solle am nächsten Morgen die Röhre auf das eingesäete lassen, dann würden sie noch für eine Weile recht viel Milch geben. John fragte, ob das hier so der Brauch sei, daß man die Röhre im Herbst auf den Neulis lasse? In der Schweiz würde man einer aus lachen, wenn er das tun würde.

„Ja man sei hier nicht in der Schweiz und hier sei es allgemein der Brauch, daß man die Röhre dahin lasse wo Gras sei.“

„Und im nächsten Frühjahr sei es ausgefrört, wenn es im Herbst abgeäet werde. In der Schweiz habe man Neulis (frisch Eingesäetes) nicht nur nicht abgeweidet son dern noch mit einer Schicht Mist, wenn möglich recht strohigem, über deckt dann habe man nicht Kummer haben müssen, daß bis ihm Früh jahr alles ausfriere!“

Der Meister sagte nicht mehr viel, aber am nächsten Morgen sagte er, er hätte sich die Sache überdenkt und er wolle ausprobieren ob da wirklich ein Unterschied sei; er gebe jedes Jahr eine große Summe Geld aus für Grassam-

men und der größte Trubel sei, daß über Winter so viel ausfriere. Wenn sich das, was John sage, bewähre, so würde es sich gut bezahlen das Gras nicht abzuweiden. Man sehe manchmal nur den Cent vor der Nase, aber nicht die Dollars in der Ferne. Er befaß die eine Hälfte von dem Meisler mit Mist zu bedecken und die andere Hälfte wolle man abweiden, dann könne man den Unterschied im nächsten Jahr sehen. Probieren gehe über studieren!"

5 Kapitel.

Der Winter kam wieder heran, da passierte es daß der Meister vielmal nicht gut fühlte. Einmal sagte er, halb im Scherz und halb im Ernst, zu John, ob er sich noch nach keiner Frau umgesehen habe, er hätte im Sinn die Farm zu verrenten und er nähme ihn gern als Menter. John fragte, ob es ihm wirklich ernst sei? Der Meister sagte er gehe stark mit dem Gedanken um, sich zurückzuziehen, er habe ja keinen Sohn, wo die Farm weiter betreibe und die Mädchen seien noch jung. Er wolle die Farm nicht verkaufen. Wenn die Mädchen einmal erwachsen seien, so gebe es vielleicht einen Tochterman, der farmen würde. oder sonst könne man immer noch verkaufen.

John hatte das ganze Jahr durch an den Möglichkeiten herum studiert wie er es anfangen solle, daß er die Farm in die Hände kriegen könne. Er glaubte es ließe sich da etwas verdienen.

Nun da der Meister den Vorschlag erneuerte, kam ihm ein Gedanke. Am Sonntag darauf sagte Hans, er müße einmal Jemand in dringender Angelegenheit sehen. Er überlies das Füttern zum Teil den andern Knechten und machte sich schon bei Zeiten auf den Weg nach dem Plaze, wo er das erste Jahr gearbeitet hatte. Dort war noch Christen. Er traf ihn noch in der Scheune an und es ging nicht lange, so fragte John, ob er noch auf das nächste Jahr auf dem Plaze bleiben wolle.

Christen antwortete, er denke bloß daß er noch länger bleibe. Nicht daß ihm der Plaz verleidet wäre, aber er sei jetzt sieben Jahre Knecht gewesen und er hätte ein Verlangen einmal etwas anderes anzufangen. Wenn er etwa gern sein Plaz hätte, so solle er nur den Meister darum fragen.

„Das sei nicht seine Absicht,“ entgegnete John, aber er sagte Christen was ihm der Meister für ein Anerbieten gemacht habe. Er allein könne nicht daran denken eine solche Farm zu übernehmen, aber er hätte gedacht, wenn sie beide

zusammen sie übernehmen würden, Sie brauchten dann nur noch zwei Knechte zu dingeu und dann glaube er, dürften sie es riskieren.

Christen lauschte dem Vorschlag mit Interesse. Er hatte schon so im Stillen Anschau gehabt, ob sich nicht etwas biete, wo für ihn passend wäre, hatte aber noch nichts Zusagendes finden können. Diese Gelegenheit bot wirklich etwas, das wert war darüber nachzudenken.

Es nahm nicht lange, so konnte Christen antworten, er sei bereit dem Gedanken näher zu treten. Als John noch bemerkte, eine Haushalterin würde ihnen am Ende Verlegenheit machen, sagte Christen, das wäre die kleinste Schwierigkeit, er hätte etwas in Aussicht und warte nur auf eine Gelegenheit, wo er ein Heim einrichten könne.

Christen versprach John, er wolle schon am nächsten Tag zu ihm kommen und dann wollen sie die Sache mit dem Meister besprechen.

Unter der Zeit wurde auch Christen mit der Arbeit in der Scheune fertig und sie gingen zusammen ins Haus, wo auch John zum Mittagessen blieb. Der Meister der wußte, daß Christen im Sinne hatte auf das Frühjahr selbständig etwas anzufangen, war sehr interessiert, was John in der Zukunft im Sinne habe. Nun sagte Christen, was John ihm für Bericht gebracht habe

und jetzt werden sie der Sache näher treten und sehen was Johns Meister für eine Offerte habe.

Das war eine Neuigkeit für Christens Meister, aber er meinte, die Sache habe etwas für sich. Es sei auch viel davon abhängig, wie das erste Jahr ausfalle. Treffen sie ein gutes Jahr und können das erste Jahr gut ausmachen so sei die Sache schon halb gewonnen, gebe aber das erste Jahr ein Fehljahr, so seien sie im Stande zu verlieren, was sie erspart haben. Er könne ungefähr ausrechnen was sie Erspartes haben, nun frage es sich unter was für Bedingungen sie renten können. Wenn sie Vieh, Pferde, Maschinen und Futter kaufen müssen, so haben sie zu wenig Geld da für, es wäre denn, daß der Farmer eine langfristige Note dafür nehmen würde.

Auf den einen Weg wäre es besser, wenn sie die Lebhare und Maschinen kaufen würden. Jetzt sei alles billig gewesen, aber es mache so fast den Anschein, als ob die Geschäfte lebhafter werden würden. Wenn sie auf Anteil renten und es gebe ein gutes Jahr, so müßten sie im nächsten Jahr viel mehr für das Inventar bezahlen. Für die Farm werden sie wohl einen bestimmten Betrag per Acre geben müssen.

Beide hörten mit Interesse den

Ratschlägen des Meisters und als sie den Wunsch äußerten, ob er am Ende sich dazu verstehen könnte, mitzukommen, wenn sie die Sache besprechen, da fühlte sich der Meister für das Vertrauen geehrt und versprach mit Christen zu kommen. Es gibt viele Farmer die setzen eine Ehre darein, wenn es im spätern Leben ihren Knechten gut geht. „Der ist mängs Jahr hi mit mir Chnecht gsi und het vo mir glernt farmere, er ist gäng en astellige und en ordleche gsi und jez geit es ihm so gut, es chan ein grad freue!“

Alle zwar sind nicht so. Es gibt auch welche, die neidisch werden, wenn einem Knecht ein Glückstern winkt und denken, das wäre ein Ideal Knecht, wenn einer zwischen Sinn und Nase ganz wäre, der Lohn mitbrächte und noch große Cornzapien von sich täte.

So war nun dieser Farmer nicht. Er nahm reges Interesse am Wohlergehen seiner Knechte, darum ging er auch am nächsten Tag mit Christen, um den Plan des Farmers anzuhören. Als John am Abend seinem Meister sagte, wer am nächsten Tage komme und daß er und Christen es wagen wollten die Farm zu übernehmen, wenn sie einzutreten können, betreffs der Bedingungen, da war der Meister, sichtlich erfreut. Er meinte, er werde günstige Bedingungen machen,

der Knecht, der in Johns Abwesenheit heute das Vieh gefüttert habe, der habe ihn wieder ertäubt, daß er froh sei, wenn er abgeben könne und besonders zwei jungen Männern wie er und Christen sei.

Am Nachmittag des nächsten Tages langte Christen und sein Meister an und John wurde ins Haus gerufen.

Es wurde eine Weile vom Wetter und andern gleichgültigen Dingen geredt, aber bald ging man auf das Thema über, betreffs dessen man gekommen war. Christen und John sagten, daß sie willens wären die Farm zu übernehmen und sie möchten hören was er zu offerieren hätte.

Nun fragte der Farmer, was sie für Bedingungen wünschen, ob sie auf Anteil renten wollen, oder gegen Baar, ob sie Vieh und Maschinen kaufen können, oder was ihre Ansicht sei?

Sie erklärten, daß beide zusammen nur über ein sehr bescheidenes Kapital verfügen und daß sein Vieh, Pferde, Schweine und Futter eine etliche Mal größere Summe ausmache. Ob er willig wäre eine Chattle Mortgage (Pfand Verschreibung) anzunehmen, wenn sie ihm so und so viel anbezahlten. Das Land würden sie für einen Rent in Baar annehmen, wenn der Preis befriedigend sei.

Der Farmer nannte nun den Rent per Acker, und nach einigem Nachrechnen auch den Preis für Lebware und Maschinen.

Sie meinten, er hätte wohl ein Wischen viel Seil angefaßt.

Sie gingen nun und besichtigten die Lebware und Maschinen und da John fast auf den Dollar wußte, was die Einnahmen im vergangenen Jahr waren, so konnten sie den Grundlegenden Zahlen ziemlich nahe kommen.

Nachdem sie alles besichtigt hatten, gingen sie wieder ins Haus und nach einer vielseitigen Besprechung wurden sie einig und der Rentvertrag abgeschlossen. Er wurde auf vier Jahre gemacht. Das Land zu einem Paar Rent und Lebware und Maschinen wurden gekauft. Nutzen und Schaden sollten zwei Wochen später angehen. Der Farmer mußte das Farmhaus zu dieser Zeit frei halten.

John und Christen waren wohlgenut, auch Christens Meister war mit dem Handel zufrieden und meinte wenn einigermaßen erträgliche Jahre kommen und sie gut zur Sache sehen, was er an ihnen beiden nicht bezweifle, so könne es nicht fehlen, sie müssen gut machen. Nur bedauerte er, daß er Christen so bald verliere. Sie wären jetzt so manches Jahr bei einander gewesen und so gut mit einander aus-

gekommen. Es freue ihn jetzt aber doch, daß er eine Gelegenheit gefunden habe, wo Aussicht auf Erfolg sei.

Als Christen mit der Arbeit im Stalle fertig war, sagte er, er müsse sein Marie auch noch wissen lassen, was heute vorgekommen sei und wenn sie bereit sei, so müsse der Eheknote noch in den nächsten zwei Wochen geschürzt sein.

„Gang de aber nit z'Fuß, nimm der Prinz,“ sagte der Farmer.

Das lies sich Christen gefallen und bald hörte man einen schnellen Reiter die Straße hinauf galoppieren. Ob schon Christen in diesem Farmhaus ein fleißiger Besucher war, so war es doch etwas sonderbar, daß er am Montag Abend kam, es wird ja sonst gesagt, am Montag Abend gehen nur die Reudigen. Es wurde gleich vermutet, daß etwas besonderes vorgefallen war und Marie preßte Christen mit Fragen, bis er mit der Antwort heransrückte. Sein zukünftiger Schwiegervater wurde auch ins Einvernehmen genommen und dieser ein weitsichtiger Mann, war mit dem Handel zufrieden. Christe entschuldigte, er hätte ihn gern um Rat gefragt, aber die Sache sei so unerwartet schnell gegangen, daß er keine Gelegenheit gehabt habe. Nun aber sagte er, in zwei Wochen müssen sie von der Farm Besitz

nehmen und sie haben noch keine Haushälterin, wie es sei, ob er Marie könne gehen lassen?

Marie, da sag du di Meinig! Ich will da nüt derzwüsche rede!

Herr Jesses Gott! Scho i zwe. Woche und i ha no kei Rock und ho nu welle es Quilt mache und drei Comforter und e Züppe für Berchtig und es schöns Hochset Sempli mit ghägglete Spitze dra und alls no nüt fertig nei wäger das gahnt mer fast z'schnell. Chönnt me das nit öppe ne paar Woche veruse schiebe?"

„Never mind,“ sagte Christe wege dene Comforter und Quilte, ich wott ja dich und nit dere Sache hürate. Wil jek die Sach so schnell gange ist, so müße mer halt au luege, daß der Sach gluegt würd. d'Sauptsach ist, daß e Frau ins Hus chunt und es ist wenigstens es bravs Hus uf dem Platz und nit nu e Lotterhütte, wome der Winter fast erfriere muß!

Marie kam zur Einsicht, daß unter den Umständen eine beschleunigte Hochzeit eine Notwendig sei.

Vom Tage an war in drei Farmhäusern außergewöhnliche Beschäftigung.

Marie setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Aussteuer in Ordnung zu kriegen.

Christens Meister mußte nach einem neuen Knecht Umschau halten,

seine Meisterefrau lies es sich auch nicht nehmen Christen mit einer Aussteuer zu versehen.

Johns Meister hatte in der Stadt Umschau nach einer Wohnung und so gingen unter emsigen Schaffen die Tage dahin, man wußte fast nicht wie. Nur John war auf seinem Posten und schenkte seinen Rühen die größte Aufmerksamkeit und hielt ein offenes Auge für alles. Nur am Abend von Christens Hochzeit verlies er die Farm, um mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Zwei Wochen nachdem sie den Rentvertrag abgeschlossen hatten, kam Christen mit seiner jungen Frau auf den Platz. Einer von den früheren Knechten, der mit John sehr gut befreundet war, blieb auch, der eine aber ging. Er würde niemals bei einem Rentner eine Stelle nehmen, die geben schlechte Lohn und peinigen die Knechte wie Sclaven u. s. w.

Er hatte sich aber auch gut zu wehren, denn John hätte nie seine Einwilligung gegeben, daß er hätte auf dem Platz bleiben können, der war ein zu großer Grobian mit Vieh und Pferden. Kurze Zeit nachher kam aber ein junger Burche, von der gleichen Ortschaft wie Christen und John waren, von der Schweiz und dieser wurde eingestellt.

Nun wurde die Arbeit mit Eifer

aufgenommen. Rohn nahm die Aufsicht über das Vieh, während Christen die Pferde unter seine Versorgung nahm. Zwischen dem Säutern wurde Holz aufgemacht und besonders viele Zaunpfosten.

Das Frühjahr kam heran und die Arbeit im Freien mußte aufgenommen werden. Etwas neue Werkzeuge wurden angeschafft und nun ging es an ein pflügen und säen was das Zeug hielt. Sie fürchteten, daß nach ihrer Berechnung sie vielleicht im Nachsommer mit der Viehweide ein wenig kurz laufen würden und sie mußten darauf halten möglichst viel zu melken, darum wurde ein großes Feld mit Hafer eingefät und stark mit Klee und Rnauchgras. Das Feld war nicht bestimmt um den Hafer als Frucht zu ernten, sie wollten ihn frühe schneiden und davon Heu machen, damit das frisch gesäete Gras sich besser entwickeln konnte. Es waren schon damals einige, die beobachtet hatten, daß es nicht alle Jahre gut ist für den Grassamen, wenn er in Hafer als Deckfrucht gesät wird und der Hafer bis zur vollen Reife stehen bleibt. Gewöhnlich ist zur Zeit der Ernte heißes, trockenes Wetter. Die jungen Graspflänzlein unter dem Hafer sind sehr zart und blöde. Wird dann an einem heißen Tage die Frucht fortgeschnitten und es

folgt darauf noch trocken Wetter, so gehen diese zarten Graspflänzlein meistens zu Grunde und der teure Grassamen ist verloren. Anders ist es, wenn der Hafer entweder als Viehweide benutzt wird, wenn er halb gewachsen, oder zu Heu gemäht wird. In der Regel fällt im Vor Sommer mehr Regen als nach der Ernte. Wenn der Hafer schon früh abgeäht oder abgemäht wird so kommen die Graspflänzlein schon frühe an Luft und Sonne und entwickeln sich viel schneller, üppiger und kräftiger als wenn sie zwischen hoher Deckfrucht ohne Luft und ohne Licht ein armseliges Dasein fristen, um, wenn die Frucht geschnitten wird an einem Tag dem heißen Sonnenbrand ausgesetzt zu werden.

Der Eigentümer kam eines Tages von der Stadt, um auf der Farm nachzusehen wie es gehe. Er fand diese Anordnung sehr zweckmäßig. Rohn führte ihn auch auf das Feld, wo im Herbst vorher auf dem frisch eingesäeten auf einem Teil das Gras abgeweidet, auf dem andern aber dasselbe stehen gelassen und mit Mist bedeckt wurde. Am erstern Platz war ein ganz spärlicher Grasmuchs, entweder mußte nachgesät oder das Land umgeflügt werden. Aber da wo im Herbst nicht abgeweidet wurde, da war ein Grasmuchs, daß es eine Freude war.

Die Rentier hatten sich vorgenommen mit dem vorhandenen Vieh so schnell wie möglich eine bessere Methode in der Züchtung einzuführen. Einesteils waren etliche Stübe die vermolken waren und schlechte Cuten hatten auch waren einige recht vornehme Tiere dabei, so vornehm, daß sie für ihre Jungen eine Säugamme haben mußten, wie es bei recht vornehmen Leuten der Brauch ist. Solche Tiere lezählen sich nicht auf dem Plage zu halten. Sie zogen aber verhältnismäßig viele Kälber auf, besonders die von den milchergibigsten Kühen. Es kostet den Farmer gleichviel an Mühe und Futter eine gute Kuh aufzuziehen, wie eine, die nur undankbar für das Futter ist. Es nimmt aber Jahre in Anspruch, um eine Herde aufzuziehen, wo alles gute Tiere sind. Die Schweizerleute hatten aber in dieser Beziehung immer ein scharfes Auge, darum findet man auf Schweizerfarmen auch viel weniger Steigerungen, als unter denen, von andern Nationen. Wenn Schweizer Farmer verkauft werden, so gehen die Herden fast immer mit; sie wissen den Vorteil einer gut gezüchteten, an den Platz gewohnten Herde gegenüber einer aus allen Windrichtungen zusammengelesenen zu schätzen. Das war auch zum Teil der Grund warum Christen und

John die Herde lieber kaufen wollten, als auf Anteil renten. Es war in der Herde ein großes Gebiet zu Verbesserungen und wenn sie solche machten, so war es dann ihr Vorteil, anstatt daß sie nach abgelaufener Rentzeit die Herde wieder zurückgeben, oder für ihre eigenen Verbesserungen einen höhern Preis bezahlen mußten.

Den Sommer durch hatten sie genügend Zeit auszufinden, welche Kühe gute und welche schlechte Milchgeber waren. Sie wägen jeden Monat zweimal die Milch von jeder Kuh, auf diese Weise bekamen sie von jeder einen Rekord für den ganzen Sommer.

Es wäre verfehlt, wenn einer eine Kuh nur nach dem Höchstquantum auf ihre Milchergibigkeit einschätzen wollte. Es gibt Kühe, die für ein oder zwei Monate ein sehr hohes Quantum Milch geben und dann schnell abfallen und eine lange Trockenperiode beanspruchen, während andere für eine sehr lange Periode ein fast gleichmäßiges Quantum geben und nur eine kurze Galtzeit brauchen. Die letztere Sorte ist aus zwei Gründen für den Farmer profitlicher. Erstens kommen solche im durchschnittlichen Jahresertrag gerade so hoch, wie diejenigen, die für kurze Zeit ein großes Quantum geben und dann abfallen. Zweitens, sind die, welche

ein gleichmäßiges Quantum geben, mit mehr Milch vertreten, in der Zeit wenn die Milch ein höherer Preis bringt, das ist im Herbst.

Unter den Schweinen war eine gute Rasse vertreten, aber doch glaubten sie eine Aenderung würde Vorteil bringen. Es waren weiße Schweine. Diese Sorte wächst länger ehe sie Fett ansetzen, dann aber gibt es schöne schwere Schweine. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß besonders für Anfänger, solche Schweine die nicht so lange wachsen und schnell Fett ansetzen profitlicher sind. Ein Sprichwort sagt: „Doppelt gibt, wer schnell gibt.“ Für Anfänger könnte man das umändern, „doppelt erntet wer schnell erntet.“ So ist es auch mit Schweinen. Solche die etwa neun Monat alt fett sind, sind vorteilhafter für Anfänger, als solche, die zwölf bis vierzehn Monat alt werden müssen, ehe sie fett werden.

Es wurden deshalb im nächsten Winter eine Anzahl gute Zuchtsauen gekauft und die vorhandenen meistens abgeschafft.

Eine gründliche Aenderung wurde auch im Geflügel eingeführt. Bei ihrem Antritt waren es eben Hühner. Weiße, rote, gelbe schwarze und gesprenkelte, alles durcheinander wie Kraut und Rüben. Einige legten gewöhnliche Eier andere nicht viel größer als Wall-

nüsse und manche gar keine. Nun wurden von einem Farmer, der besonders gutes Geschick in der Geflügelzucht hatte, einige reine Rassen Hühner und Hähne gekauft und die alten wurden weggeschafft. Marie, das im Hühnerzüchten ein ganz besonderes Geschick an den Tag legte, hatte bald eine prächtige Herde Federvieh aufgezogen.

Als im Spätjahr, des ersten Jahres, der Farmeigentümer auf die Farm kam und sah, daß alles sehr gut stand, legten sie ihm den Milchrekord der verschiedenen Kühen vor und sagten, sie beabsichtigen von denen, die sich nicht bezahlen, eine Anzahl zu verkaufen. Sie glauben wenn sie zehn bis fünfzehn Stück weniger halten und die besser füttern und pflegen, so haben sie weniger Arbeit und doch ein größeres Einkommen. Es seien da eine Anzahl Kühe darunter, die das Futter absolut nicht bezahlen; an solche sollte man keine Arbeit verwenden. Auch kommen bald eine Anzahl Junge ein, von denen etliche zu guten Hoffnungen Berechtigung geben. Der Lehensherr erlaubte ihnen nach ihren bestem Ermessen zu handeln und da sie ihm bei dieser Gelegenheit ein Teil der Schuld abbezahlen, so war er ganz zufrieden.

Der Platz machte überhaupt einen ganz andern Eindruck als unter

dem alten Regime. Früher da waren auf dem ganzen Hof herum Wagen, Maschinen, Holzblöcke, Zaunriegel, zerrißene Zäune, Vieh, Hühner und Schweine alles durch einander. Seit aber Christen und John wirtschafteten, hatte alles seinen Platz. Das umherliegende Holz ward aufgenommen, die Zäune gut aufgehoben, das Vieh hatte seine „Yard“ die Schweine ihren Pasture und die Hühner hatten auch nur Anspruch auf das Hühnerhaus und konnten nicht alle andere Gebäude mit in Anspruch nehmen.

Sie sonderten etwa zwanzig Stück Vieh aus und brachten es bis auf einige Stücke, die sie schlachten wollten, auf den Markt. Der Erlös war aber kein großer. Mit Ausnahme einiger Stücke, die für den Metzger gut waren, brachten sie nicht einmal zwanzig Dollar das Stück. John sagte etwas Sarkastisch zu Christen: „In der Schweiz hätte man für zwei Stücke so viel gekriegt als hier für den ganzen Trupp.“

Ausgiebiger war aber die Einnahme aus der Milch. Sie hatten die Milch in eine Schweizerkäserei gefahren, wo auf dem genossenschaftlichen Wege gefäset wurde. Im Frühjahr war der Käse sehr billig, aber besserte von Monat zu Monat im Preise. Die Farmer entschlossen sich deshalb ein wenig zurückzuhalten mit Verkaufen und

sie hatten dabei gut getan. Weil sie auch schöne Ware hatten, so erhielten sie einen hohen Preis. Das brachte den Durchschnittspreis der Milch beinahe auf das Doppelte vom Jahre vorher. Sie bezahlten den Rent geraume Zeit vor dem Verfalltag und konnten noch ein schönes auf die Seite legen.

Das erste Jahr auf der Farm, kann, alles in allem genommen, als ein erfolgreiches angesehen werden. Sie hofften aber im nächsten Jahre noch besser tun zu können.

Im Hause von Christen und John herrschte die beste Ordnung. Was Geschäftssachen anbelangten, wurde immer zwischen den beiden Teilhabern reiflich erwogen und überredt. Die Haushaltung selbst führte Christens Frau mit einer Energie und Umsicht, wie wenn sie extra darauf studiert hätte. Sie war das schon in den ledigen Tagen gewöhnt worden. Sie war das älteste Kind einer großen Familie. Der Vater hatte eine kleinere Farm und wirtschaftete redlich und recht drauf los und es gelang ihm auch, in annehmbare Verhältnisse zu kommen. Die Mutter wurde von den vielen Gosen sehr in Anspruch genommen und so mußte Marie schon früh Hand anlegen und mithelfen und es tat es auch und war dabei immer fröhlich und aufgeräumt. Ob die Eltern Hoffnung

hatten, daß es einen reichen Farmerssohn kriegen würde, weiß man nicht, doch war Christen immer angenehm, wenn er ins Haus kam und Marie den Hof machte. Es gibt Menschen die für ihre Kinder nur in einem großen Geldsack das Heil sehen, andere wieder schätzen Intelligenz und ein gesunder Körper und fester Charakter höher. Es hat schon Fälle gegeben, wo ein achtzig und ein hundert und zwanzig Akerstück durch die Eltern verlobt wurde und zwei Seelen, die zusammen paßten wie Wasser und Feuer gezwungen wurden es zu bewirtschaften.

Zwischen Christen und Marie war es nicht so, sie waren sich innig zugetan und keines von beiden hatte es zu bereuen. Obgleich beide hart arbeiten mußten, so waren sie doch ein Herz und eine Seele. Es gibt im Leben Freuden und Leiden und manchmal kommen beide zusammen. Marie nahm an Körperfülle zu, das steht jungen Frauen sehr gut. Aber es war nicht die, die sich mit rothigen Backen und fröhlichem Lachen vereinigt, sondern bleiche Lippen und trübe Flecken im Gesicht sind Begleiterscheinungen. John und die Knechte hatten diese Symptome schon wahrgenommen und auch schon bemerkt daß Marie manchmal besonders an einem Morgen gar grausam husten

mußte und den hl. Ulrich anrufen hatte.

Als Christen merkte, daß Maries Zustand kein Geheimnis mehr war, sagte er einst zu John, er sollte Marie mit der schweren Arbeit schonen und sie sollten wohl eine Magd ins Haus nehmen, oder ob er etwa an einem Ort Ausschichten hätte, daß er eine für bleibend ins Haus bringen würde. John sagte, er hätte noch keine Zeit gefunden um sich in dieser Sache umzusehen und er denke für einstweilen, werden sie es mit einer Magd probieren müssen. Christen hielt Umschau nach einer und fand eine Witfrau in mittlern Jahren, die den Dienst übernehmen wollte. Nun gab es aber bald ganz anderes Leben auf der Farm, aber nicht zu Gunsten der andern. Die Magd husierte in der Küche herum wie ein Dragoner. Mit Chlaus, dem ältern Knecht, wäre sie schon am ersten Tag eine Liebschaft eingegangen. Wenn das Mannenvolk zum Essen ins Haus kam, so machte sie ein Gesicht wie ein Maudi, wenn er auf der Dachrampe Liebeslieder singt. Chlaus mußte fast die Flucht vor ihr nehmen. War er beim Schüttstein, um sich zu waschen, so schüttete sie ihm Wasser in den Nacken oder wenn sie Gelegenheit hatte, wollte sie ihn umhalsen. Der arme schüchtern Chlaus, hätte gerne die Stelle

aufgesagt, um den Zudringlichkeiten dieser Person zu entgehen. Chlaus war schwächern, aber verschlagen und so spielte er ihr heimlich auch „Tricks.“ Einer hätte einmal bald die ganze Mannschaft auf der Farn auf die Beine gebracht. Chlaus der wußte, daß die Magd in den Keller mußte Kartoffel zu holen, richtete ihr eine Mattenfalle in den Kartoffelkrommen und richtig geriet sie schon am gleichen Tag mit einer Hand in die Falle. Sie konnte in der Dunkelheit im Keller nicht sehen was sie gepackt hatte, sie glaubte, es wär ein Tier, eine Schlange oder sonst ein Ungetüm. Sie lief zur Türe hinaus, ums Haus herum, hielt immer die Hand nach hinten und schrie aus Leibeskräften. John und Christen, die nicht weit vom Hause auf dem Feld waren, hörten sie und liefen so schnell sie konnten herbei, glaubend es hätte im Hause ein Unglück gegeben oder sei Feuer ausgebrochen. Als sie sahen, was los war, konnten sie allerdings nur ihr Bedauern aussprechen, aber von Herzen kam es nicht. Am nächsten Morgen als Chlaus die Stiefel anlegen wollte, war eine Kröte darin. Die ist schwerlich selbst hinein gesprungen.

Die schwere Stunde für Marie kam bald nach diesem Ereignis herbei und weil alles seiner normalen Verlauf nahm und Marie bald

wieder bei Kräften war, so konnte die Magd wieder entbehrt werden. Alles im Haus war froh, daß die alten Zustände wieder zurückgekehrt waren. Für einige Tage kam noch die etwa zwei Jahre jüngere Schwester von Marie, um ihr behilflich zu sein, aber die hatte einen andern Geist als die lustige Witwe. Chlaus blieb von ihr unbelästigt aber John fühlte sich in diesen Tagen mehr nach dem Haus hingezogen als gewöhnlich. Als sie wieder heim mußte, war es John, der sie heim brachte und von der Zeit an nahm er öfters an einem Sonntagabend noch ein Pferd heraus und ritt in die Nacht hinaus — wohin?

Es war etwa am Ende des zweiten Jahres ihrer Lebenszeit, bekam John von seinem Bruder Rudi einen Brief. Den ersten in fünf Jahren. Mit der Mutter unterhielt er einen regelmäßigen Briefwechsel und fast in jedem Briefe teilte sie ihm mit, wie gut es ihr gehe und wie ein großes Glück es für sie gewesen sei, daß sie den Sämi genommen habe. Er sei der beste Mann in der Welt. Sie berichtete auch zuweilen etwas von Rudi, er komme aber nur wenig heim und wenn er komme, so trete er sehr großartig auf und habe hohe Pläne im Kopf.

Rudi sagte in seinem Brief, der in höchst gewählten Redensarten ge-

halten ward, er wäre jetzt schon in beinahe aller Herren Länder gewesen, spreche vier Sprachen fließend und verstehe das Hotelgeschäft von Anfang bis zum Ende. Jetzt bietet sich eine Gelegenheit das Hotel Bellevue, in Salunenburg zu übernehmen und er müßte denken, er hätte seinen Lebenszweck verfehlt, wenn ihm das entgehen würde. Denn in diesem Hotel logieren nur die nobelsten Herrschaften und es sei eine Geldgrube sondergleichen. Um es aber übernehmen zu können, müsse er ziemlich Geld haben, denn ein so nobles Geschäft müsse auch nobel geführt werden. Er sei zu seinem Stiefvater gewesen und habe diesen um das nötige Darlehn gefragt, aber der dolders Gytgnäpper und Käschwartenbyßer hätte ihm nicht mit fünf Franken ausgeholfen. Nun wende er sich an den unvergeßlichen und geliebten Bruder und frage, ob er ihm mit etwa 25,000 bis 30,000 Franken unter die Arme greifen könne, er gebe ihm seinen zukünftigen Schwiegervater, den Millionär S. zum Bürgen. „Mhäh!“ sagte John unwillkürlich, aber sehr entschieden vor sich hin — und die andern in der Wohnstube, die, während John den Brief las, sich über andere Sachen unterhielten, mußten lachen und fragten, ob er geträumt habe, oder am fuhrwerken sei?“

„Keines von beiden. Es sei ihm nur ein Ausdruck der Bewunderung entfahren über die Bescheidenheit seines Bruders. Aber er denke, er werde ihm gleich mit gleicher Bescheidenheit antworten.“

John setzte sich ans Schreibpult und schrieb einen Brief, der im Hauptinhalt ungefähr wie folgt lautete:

„Mein lieber Bruder!

Es hat mich ungemein gefreut, daß Du Dich schon nach kurzen fünf Jahren einmal meiner erinnert und ein Lebenszeichen von Dir gegeben hast.

Es freut mich ungemein daß Du Dich auch selbständig machen willst und ein Geschäft auf eigene Rechnung übernehmen. Was die Geldleihe anbetrifft, so bedaure sagen zu müssen, daß ich nicht aushelfen kann, denn wir haben hier eine so ungeheuer große Farm übernommen, daß wir selbst in Schulden geraten sind, wir haben hier so gewaltige Felder, daß wenn einer am Morgen auf einer Seite anfängt eine Furche zu pflügen, so wird es Abend bis er wieder zurück kommt. Wir haben mehr Rühe als der größte Küher in der Schweiz und mehr Schweine als Du auf dem größten Schweinemarkt sehen kannst, Gühner haben wir so viel, daß wir jede Woche eine Kalberbänne voll Eier auf den Markt fahren können und

jetzt sind wir eben noch nur Anfänger. Ich hoffe dein Missionär Schwiegervater werde die richtige Einsicht für Dein zu beginnendes Geschäft haben und Dich mit dem notwendigen Obulus unterstützen, was bei mir unter den gegenwärtigen Umständen eine Unmöglichkeit ist. Im Uebrigen wünsche ich Dir in jeder Beziehung den besten Erfolg und hoffe, daß Deine angedeutete Verheirathung bald zu Stande komme, etc.

Gannes.

Der Brief ist mit der nächsten Post abgegangen aber bis John eine Antwort darauf erhält wird er wohl wieder fünf Jahre warten müssen.

Das dritte Jahr ihrer Lebenszeit konnte unter bedeutend verbesserten Zuständen angetreten werden. Die Schuld, welche auf ihrem Zwerstar gehaftet hatte, hatten sie abgetragen. Der Viehstand war von solchen Tieren die sich nicht bezahlten gesäubert worden, so weit das möglich ist, auch in Pferden war eine bedeutende Verbesserung, meistens infolge der guten Pflege die ihnen Christen angedeihen ließ.

Die Schweineherde war ganz verändert worden und die neue Rasse zeigte bedeutende Vorteile über die frühern und die Hühner waren alle als ob sie im gleichen Modell wären gegossen worden.

Anechte hatten sie in der Zeit nie ändern müssen und das ist auch ein Vorteil, denn eine zusammen gewohnte Mannschaft leistet bedeutend mehr Arbeit, als solche, die erst eingebrochen werden müssen.

John der im ersten Jahr nicht recht glauben konnte, daß das Corn ein so excellentes Viehfutter sei, hatte seine Meinung gründlich geändert und war jetzt ein starker Befürworter von starkem Cornanbau. Weil im Frühjahr die Zeit für die Zubereitung des Landes zum Cornpflanzen gewöhnlich etwas kurz ist, so wurde darauf gehalten, schon im Herbst möglichst viel umzubrechen. Sie hielten darauf, möglichst früh zu pflanzen und sobald die Zeit zum pflügen kam, so wurde alle andere Arbeit beiseite gesetzt und man konnte täglich vier Cornflüge von früh bis spät in den Feldern sehen. Das Corn sei eine Pflanze die geplagt sein wolle. Fünffmal durchpflügen sei ein großer Vorteil gegenüber wenn es nur zwei oder dreimal geschehe und habe den Vorteil nicht allein daß fast alles Unkraut vertilgt werde, sondern das Corn, das so viel mal gepflügt werde, sei auch volle zwei Wochen früher reif und könne geschnitten werden, ehe die Frühfröste im Herbst darauf kommen. Ein bedeutendes Quantum vom Corn wurde dem Vieh schon im Herbst gefüttert, um

den Milchertag bei den Kühen möglichst hoch zu halten und gleichzeitig die Wiesen, besonders die frischen, nicht zu sehr abzuweiden. Die Probe betreffs des Ausfrierens des frisch Eingefäeten war eine zu augenscheinliche gewesen, als daß sie es nachher hätten riskieren wollen, solches Land kurz abzuweiden, den Grassamen zu verlieren und die Arbeit noch einmal überzumachen. In diesem Jahre kamen auch mehrere Maschinen neu in Gebrauch. Es war der Heurechen, der das Heu seitwärts abliefern, wo durch ein einfaches Hin und herfahren ein langer Waln gemacht werden und der Heulader sofort in Gebrauch genommen werden kann, während mit dem alten Rechen das ganze Feld überrechet werden mußte, ehe die Walme für den Lader fertig waren. Ein solcher Rechen kam auch auf ihre Farm und bewährte sich vorzüglich. Eine weitere Maschine, die neu auf den Markt kam, war der Cornbinder. Cornabschneiden galt als eine schwere Arbeit und nahm geraume Zeit in Anspruch und es wurden verschiedene Methoden in Vorschlag und Gebrauch gebracht, um diese Arbeit zu erleichtern und beschleunigen. Es kamen Fußmesser in Gebrauch. Aber einige schnitten mit diesen fast ihre Füße ab, anstatt das Corn, andere wurden von deren Gebrauch,

so ermüdet daß sie am Abend fast nicht mehr gehen konnten.

Eine andere Vorrichtung war der Cornschlitten der von einem Pferd gezogen wurde und zu beiden Seiten Messer hatte, die das Corn abschneiden. Diese Vorrichtung hatte einen Vorteil über die alte Methode und wurde auf vielen Farmen für viele Jahre gebraucht. Auch kam diese Maschine auf, die einen ganzen Schocken machte. Das waren Ungetüme, die mehr einem Segelschiff gleichen, als einer landwirtschaftlichen Maschine. Sie kamen nie in allgemeinen Gebrauch. Nun kam der Cornbinder. In der ersten Zeit war ein gewaltiges Vorurteil gegen diese Maschine. Man könne aus den Garben keine rechten Schocken machen; die fest gebundenen Garben würden grau werden und verfaulen. Das Wasser würde in die Schocken eindringen und das Futter ruinieren. Auch sei es eine sehr harte Arbeit die schweren Garben aufzunehmen und zusammenzustellen, daneben fallen zu viele Mehren ab und in vom Winde niedergedrücktem Corn lasse sich der Binder gar nicht gebrauchen. Kurz, es wurden dem Cornbinder so viel Schreckliches nachgeredet, fast ärger als wenn die Pest ins Land gekommen wäre. Aber der Binder kam, blieb und bewährte sich, besonders als in späteren Jahren die Verwertung des

Corns nach einer andern Methode vorgekommen wurde.

Christen und John waren von den ersten die einen Cornbinder anschafften und fanden ihn eine nützliche Maschine.

In ihrem dritten Jahr machte sich die Veränderung im Viehstand besonders bemerkbar, die Ausmerzungen der minderwertigen Kühe und bessern Behandlung und Fütterung einer verminderten Zahl hob die Milchergiebigkeit um ein so bedeutendes, daß der Milchertag von den Kühen um ein volles Drittel höher war, als im ersten Jahr. Die Käseerei, die in frühern Jahren gewöhnlich Mitte November schloß, wurde fast ein Monat länger betrieben und als sie schloß, hatten sie noch immer ein bedeutendes Quantum Milch das sie zu Hause verarbeiten mußten. Weil auch in diesem Jahr der Käsemarkt recht gut lief, so hatten sie eine schöne Einnahme aus der Milch. Auch die Schweine hatten in demselben Herbst den höchsten Preis erreicht seit vielen Jahren und da kam es ihnen sehr zu statten, daß sie eine Sorte hatten, die schnell fett wurde, denn schon einige Wochen später als sie verkauften, gab es einen bedeutenden Rückgang im Preise. In diesem Jahr konnten sie eine bedeutende Summe Geld auf die Seite legen, obgleich sie mehrere Maschinen und ein Buggy angeschafft hatten. Fünf Jahre früher

war ein Buggy noch eine Seltenheit; alles fuhr mit dem Farnwagen oder einem leichtern Wäglein, unter dem Springsfedern waren. Aber durch die letzten Jahre änderte sich das und man sah am Sonntag bei der Kirche fast alles Buggies. Einzelne hatten sich sogar zu Kuttschen verstiegen.

Das vierte Jahr ihrer Lebenszeit lies sich auch sehr gut an. Wegen der Weltausstellung in Chicago florierten die Geschäfte. Der Sommer war fruchtbar und die Produkte brachten gute Preise die Einrichtung auf der Farm war so, daß sie auf ein erfolgreiches Jahr rechnen konnten und es war es auch. In Geldgeschäften gab es allerdings in diesem Jahr eine Krise und die, welche mit den Verhältnissen vertrauter waren, prophezeiten wieder schwerere Zeiten. Die Farmer merkten davon aber noch sehr wenig.

Gegen Ende des Jahres kam der Eigentümer der Farm öfters und hatte Nachschau wie es gehe. Eines Tages machte er die Bemerkung er hätte die Absicht die Farm zu verkaufen, er wäre vielmal nicht recht wohl und von ihrer Familie sei noch niemand sehr alt geworden, man könne nicht sagen was es gebe. Seine Töchtern habe er gut schulen lassen und die haben keine Lust mehr auf das Land zu gehen. Wenn sie Lust hätten die Farm zu kaufen, so würde er es ihnen mit der Zah-

lang einrichten daß es nicht schwer für sie würde; er könnte der größte Teil des Geldes auf der Farm stehen lassen und sie könnten ihm dann zinsen. Sie sollen sich die Sache überdenken.

Nun gab es wieder Stoff zum beratschlagen. Die vier Jahre ihrer Lehenszeit waren ein Erfolg. Der Viehstand und die Maschinen waren einige tausend Dollars mehr wert, als wo sie es angetreten und eine schöne Baarsumme hatten sie auch zu Hand, aber im Vergleich zur Kaufsumme, die eine so große Farm ausmachte, war es eben doch nur ein sehr bescheidenes Häufchen. Sie hatten die Hoffnung gehabt sie würden den Rentkontrakt wieder für vier Jahre verlängern können und wenn das Glück ihnen günstig sei, so würden sie in dieser Zeit so viel ersparen können, daß sie einen Kauf wagen dürften. Christen konsultirte seinen früheren Meister und seinen Schwiegervater. Beide meinten sie sollen den Kauf wagen. Sie müsse allerdings schon eine große Bürde auf die Schulter nehmen aber unter Umständen müßten sie in vier Jahren mehr wie so viel mehr für das Land bezahlen als sie verdienten. Auch seien sie als fähige und sparsame Leute bekannt, wenn die Jahre ungünstig sein sollten, so würden sie doch Hilfe kriegen. Der vom Eigentümer ge-

nannte Kaufspreis sei annehmbar, vielleicht gehe er noch etwas herunter, aber unter allen Umständen sollen sie darauf beharren einen möglichst billigen Zinsfuß für das Geld zu bekommen, denn ein Prozent oder auch nur ein halbes an einer so großen Summe mache im Verlauf von zehn Jahren einen gewaltigen Unterschied. Auch sollen sie es so einrichten, daß wenn sie am Zinstag eine Summe von \$500 oder mehr abzahlen können, daß der Creditor den Betrag annehmen müsse.

Der Eigentümer kam bald wieder. Die Renter zeigten ein wenig die kühle Seite; es seien ihnen von verschiedenen Seiten günstige Angebote gemacht worden. Wenn er aber den Preis etwas ermäßige und sonst günstige Bedingungen stelle so würde man dem Platz, wo sie jetzt vier Jahre gewirtschaftet haben den Vorzug geben. Eine Ermäßigung des Kaufpreises war noch bald erzielt, aber die Festsetzung des Zinsfußes gab eine lange „Sarzete.“ Er könnte beinahe nicht leben mit einem solchen Einkommen, seine Töchtern wollen jeden Monat einen neuen Kleid und Geld wissen sie jeden Tag zu gebrauchen und wenn die Reformer in Madison ihre Pläne durchsetzen, so müsse man noch die Mortgage und das Einkommen vertaxen und in der

Stadt koste das Leben eben auch viel mehr als auf dem Lande.

Die beiden Kenter lachten über diese Jeremiaden und führten ihm zu Gemüte, daß er die Farm dann auch nicht mehr vertagen müsse und jetzt habe er auch noch manchen Dollar Auslagen gehabt für Reparaturen an den Gebäuden, das alles falle dann weg. Endlich gab der Eigentümer nach, unter der Bedingung daß die Frau mit dem Handel zufrieden sei.

Es wurde nun verabredt, daß die zwei Kenter am nächsten Tag nach der Stadt kommen sollen und da wollen sie den Handel verhandeln. Sie händigten ihm eine Summe Geld aus als Aufgeld und versprachen am nächsten Tag nach der Stadt zu kommen.

Gewöhnlich wenn ein solcher Kauf abgeschlossen werden soll, so werden die Verkäufer und Käufer in der Nähe der Banken gefunden. Aber der Verkäufer konnte dort nicht gefunden werden. So wurde er im Hause aufgesucht. Die Kenter sagten im Gehen noch zu einander, falls er etwa reuig geworden sei, so müsse man ihn aufmuntern, die Frau sei als eine zähe Weiszange bekannt und die sei am Ende noch im Stand Einwendungen zu machen, aber am Ende lasse sie sich mit einem kleinen Geschenk herbei bringen.

Als sie zum Haus kamen, öffnete die Frau und machte ein Gesicht wie Jörglis Bandwurm, wo zum ersten Mal ein Temperenz Trunk den Hals herunter kam.

Auf das „Gott Grüßti“ hatte sie keine Antwort, sondern sagte nur: „Ihr wärdet welle der Alt gheht, geht nu in Stube!“

Als sie eintraten fanden sie ihn in einem Schaukelstuhl, ein Bild des Jammers. Er erhob sich und sagte mit matter Stimme: „I bi leid ach mit mim Handel bi mir Frau, die het mer dDevite glese, es würd mer nüt meh anders überig bliebe, als mich go azmelde für ins Armehus z'gah. So wie sie mir die Sach dargstellt, hätte mir nu no grad für drei Tag Brot und de wär es fertig, we i derig Händel mache tüeg.“

„Ja so schlimm werd das jeß no nit si,“ sagten die Kenter lachend.

„Wohl, wohl“ sagte die Frau, z'arme Tage chömme mer, wenn ne ließ söttig Händel mache, aber da würd nüt druß, i will da o no öppis derzu säge. I ha ihm gseit, wo er fort ist, wie viel daß er söll neh für d'Farm und wie irichte mit der Zahlig und wie und wenn und was. Und jeß geit der Lappi und will die schön Farm für ne Spottpris geh und noch zu somene billige Zinsfuß. Aber da wird nüt druß, eher laß i mi scheide, i ha mir Nebestag genug müße erlide weg

sine dumme Händel, er ist doch i
föttige Sache der trurigst Löhli,
wo uf zwei Beine umenand kauft.

„Da ghöret ihr jetz wie mich mi
Frau rühmt,“ sagte der Farmer.

„Ja so schlimm ist das nit,
meinte John, die Frau het vielleicht
nit grad ganz gut gfühlt, oder het
si suht öpper ertäubt gha, de chunt
de Fraue mängigt öppis tromsig i
Chopf. Biellicht händ Ihr ih
Sach au nit grad gseit, daß si es
recht begriffe het, i chömt fust nit
gseh, daß sie da nit ihre Zwilligung
derzu geh wellt.

Frau chömmet emal, dahare, mir
wei enand die Sach nuch emal expli-
ziere, daß es keis Mißverständnis
gibt. Es wär doch bim dunderli
fojt e Schand, we mir jetz wege dem
Handel no urichtig würde, weme so
mängs Jahr zäme het Geschäfti ta
und o nie keis ugrads Wörtli mit
enand gha het.

Die Frau kam und setze sich und
sagte schon viel milder: Ja mi Löhli
tuet mängigt so anere Sach ume
tröhle und gaage, daß me z'lest fast
nit weis was Chopf oder Schwanz
ist.

Er het Uech also gseit was der
Chaufspris ist für die Farm.

„Ja, das ist aber zweitufig weni-
ger als i gseit ha.

Ja, aber lueget, guti Frau, für
der Pris wäre miß nit Chäuser
Ues ist so mängi Farm atrage, wo

viel billiger wäre; lueget da uf
dem Jim K. sini chömt mir viel
billiger kriege und die Farm ist fast
Tischebe und no mängi anderi. U
de uf sonere große Farm cha me
per Aker nit so hoch rechne, wie uf
ere chlinere, wo Gebäu e jede Aker
um viel Dollar türer mache. Frau,
ihr heit da e chlei viel Seil gfaßt
gha und mir hätte zu dem Pris
niemals gkauf.

„Ja wegem Pris wellt i miß
am End no derzu lo verstoh, aber
er het der Zins doch z'billig gmacht.
Füf Prozent ist gar nit, früher het
men siebe und acht kriegt.

Ja lueget, guti Jan, früher und
jetz ist ebe au nit meh das glich.
Erst gester ist i der Zhtig gstande
der Präsident heig zweihundert
Millione für drei Prozent entlehnt
und doch tue jetz scho viel schimpfe
er heig viel z'viel zahlt und ihr
meinet jetz füf Prozent sei no
zwenig. Ich will ech säge so ne
schöne Morgage cha eine all Tag
verchaufe und kriegt nu etliche
hundert Dollar Prämie vo Lüte wo
Geld gern uf guti Sicherheit alege
und sich nit gern dermit truble.
Frau ihr heit da der Zyt nit rechnig
träge, ihr besser chömmet jetz und
de wei mer der Handel go verschie-
be und i Ordniig bringe, und de
zahle mer euch hüt au grad no der
Rent, es ging ja nuch zwei Monet.
aber ihr chömt ja das Geld us-

lehne und krieget für zwei Monat
Bis.

Ich das jetz besser verstoh und
gsh jetz besser i Handel ihe, es ist
mer ebe e Ding e chlei tromsig i
Chopf cho und het mich böš gmacht,
daß i jaht versprüht bi. Aber i cha
doch nit cho i ha mi verschwore i
tüeg nit underschribe zu dem Pris.

De tüet noch öppe es tufsig weg,
meinte Christe, lachend, de ist nit
derselb Pris wo der Ma gseit het.

So dem wei mir jetz nu gar nit
rede, ihr müht öppis uf euer Site
ändere nu daß i doch e Satisfak-
tion heig, aber i wills euch über-
loh was es ist.

Genusode, sagte John, mer wei
nächsti Woche meße und de bringe
mir Euch das größt Schwy wo uf
der Farm ist, gmetzget ins Hus als
es Geschenk für d'Frau. Ihr müht
gwüß au alls tüür bim Metzger
käufe, die zieh nit nu de Schlacht-
tiere d'Gut über d'Ohre, mängist au
no de Kunde. Und de machet ihr e
feine Schwyregel und de ist alls
gut. Du bist doch au iverstande
Christe?

„Minctwege ja!“

Nun gingen sie zum Notar und
machten den bindenden Kaufver-
trag und bezahlten den Rent für
das vergangene Jahr. Die Summe
welche sie gleich anbezahlen wollten,
machten sie beinahe dreimal so hoch
als sie am Tag vorher angedeutet

hatten. Sie hatten dabei gedacht,
wenn der Verkäufer merke wie viel
sie beim renten verdient hätten, so
wäre er unso zäher beim handeln.
Als die Frau hörte wie viel sie an-
zahlen wollen, bekam sie nochmals
Behen und sagte, sie hätten es viel
zu billig gegeben die Rentier hätten
ja ein fürchterliches Geld gemacht.

Da legte sich John wieder ins
Mittel und sagte, „Frau, ihr händ
ech scho wieder girrt, wenn wir nu
das anzahlen könnten was wir aus
der Farm gemacht haben, so wäre
es wenig genug, aber ich und
Christen haben beide von der
Schweiz her geerbt und jetz wollen
sie das Geld gebrauchen um ihnen
den Mortgage sicher zu stellen. Das
sei doch gut so. Nun wurden die Pa-
piere gegenseitig unterschrieben und
der Handel war abgeschlossen.

Schon waren sie auf der Straße
draußen, da kam die Frau noch ein-
mal und fragte, aber wie ist es denn
mit dem Vieh, es wurde ihm Kauf
davon nichts gesagt.

Das Vieh, Frau, haben wir vor
vier Jahren gekauft, als wir zu
renten anfangen und auch dafür be-
zahlt, das ist jedes Stück unser.

„Na aber das ist jetz viel mehr
wert!“

„Ich hoffe es,“ sagte John.

De hei mir aber d'Farm gwüß
z'billig geh!“

Der Farmer sagte, als die Frau

nach Hause gegangen war, jetzt wollen sie aber noch einen guten Trunk nehmen auf den Gardel hin. Am Morgen habe er ziemlich blau gefühlt über die ganze Sache, die Frau habe gar nicht Vermußt annehmen wollen.

Christen und John gingen wieder beiseiten auf den Heimweg, denn wo so viel Vieh zu besorgen ist, da kann einer nicht lange verbleiben. Sie beratschlagten auf dem Heimwege noch manches; unter andern auch, wenn ihnen die Teilshaber schaft erlauben sollte, wie sie die Farm teilen könnten. Sie meinten wenigstens für die nächsten paar Jahre sei es vorteilhafter, wenn sie nur eine Haushaltung führen, selbst wenn John sich auch eine Ehehälfte zulege. Wie es ja aussehe wären die zwei Frauen ja Schwestern und die würden einander hoffentlich nicht in die Haare geraten.

John sagte, er denke, daß er seine Braut bald heimholen werde, er sei alt genug und in der Familie der Schwiegereltern wachsen immer andere nach, wo in die Lücke treten können. Weil sie jetzt einen so großen Kauf gemacht haben, so denke er, er wage der andere Schritt auch; sie hätten auf einem so großen Blatze Arbeit für zwei Frauen. Christen war das sehr anständig, denn er hoffte dadurch eine Erleichterung für seine; es wäre denn wie

das Sprichwort sagt: „Eine könne die Arbeit verrichten, zwei müßen sich anstrengen und drei bringen sie nicht fertig!“

Schon am nächsten Tag machte John seiner Braut einen Besuch. Sie und die Schwiegereltern waren sehr neugierig zu erfahren, wie es mit dem Handel gegangen sei. So verband John das Angenehme mit dem Nützlichen, brachte ihnen Bericht über den Landkauf und verabredete mit seiner Braut wegen der Hochzeit, die auf einen Monat später angesetzt wurde. Am bestimmten Tag fand dann die Trauung statt und die gleiche Woche nahm er sein Susi auf die Farm.

Unter neuen Verhältnissen wurde nun weiter gefarmert, aber es sollte nicht alles so glatt ablaufen wie ihre Pläne ausgesetzt waren, denn auch der Farmerstand hat seine Freude und seine Last.

Wie schon früher bemerkt, war in der Zeit der Chicagoer Weltausstellung eine Finanzkrisis. Im ersten Jahr wurden die Farmer davon nicht betroffen, aber im nächsten Jahr wurde sie sehr fühlbar. Die Preise aller Farmprodukte gingen auf die niedrigste Stufe herunter. Besonders die Wollwollprodukte hatten eine sehr schwache Nachfrage. Die Milchfäuser verloren schwer Geld und die auf den Compagnie Käseereien erhielten nur

einen sehr niedrigen Preis für ihre Milch. Limburgerkäse ging so niedrig wie drei Cent per Pfund und Schweizerkäse kam bis auf neun Cent herunter. Manche Käseerei brachte es auf nur einen Durchschnittspreis von fünfzig Cents per hundert Pfund Milch für die ganze Saison. Das war nicht einmal die Hälfte vom Jahr vorher. Auch die Schweine brachten nur einen niedrigen Preis. Das Jahr selbst war fruchtbar und das große Quantum Milch und genügend Futter half den Farmern zum Teil über den niederen Preis hinweg. Die zwei Farmer konnten ihren Verbindlichkeiten nachkommen, aber ein Vorschlag wie sie berechnet hatten blieb aus. Einschränkungen machen im Betrieb konnten sie nicht, denn sie waren schon als Rentier wie jetzt als Eigentümer mit den Auslagen nie weiter gegangen als notwendig und praktisch war. Man hoffte das nächste Jahr würde besser kommen und werde vielleicht den Ausfall doppelt einbringen. Man rechnete auf das genaueste und betrieb die ganze Wirtschaft so ekonomisch wie möglich.

Das Frühjahr kam wieder heran und man vermutete es werde recht viel versprechend. Der April brachte schöne Regen und dazwischen war es sehr warm, ja fast eine wirkliche

Hitze. Gras und Getreide wuchs, es war eine Freude. Das Vieh konnte schon um den 25. April herum auf die Weide gelassen werden und es war hohes Gras. Das Winter Getreide war schon im Anfang Mai sehr hoch und junb prächtig. Aber die Eisheiligen, Panfratius und Servatius, hatten noch einen gewaltigen Vorrat auf Lager und den wollten sie noch los werden. Um den zehnten Mai herum schlug die Bitterung um, ein Schneesturm setzte ein und bis zum 15. war wirkliches Winterwetter. Alles wurde durch den Frost ruiniert. Gewöhnlich folgen sonst auf Fröste ergiebige Regenschauer und erquickten die Vegetation wieder, aber dieses mal blieben sie aus. Statt mehrern, wurde das Gras alle Tage weniger, die Winterfrucht blieb im Wachstum stehen, der Hafer hatte ein gelbliches Aussehen und litt unter der Trockenheit. Einzig das Corn war dem Frost entgangen, aber es litt auch von der Dürre; doch konnte hier wenigstens durch recht heißiges pflügen und bearbeiten etwas nachgeholfen werden. Der Juni kam und ging ohne daß ein Tropfen Regen fiel. Die Winterfrucht wurde geschnitten und dem Vieh gefüttert auch der Hafer wurde gemäht; um mit dem Binder zu schneiden, wäre er zu kurz gewesen. Der Juli verging wie der

Juni, ohne einen Tropfen Regen. Heu hatten die allerwenigsten Farmer ernten können, ausgenommen die, welche tiefes, feuchtes Land hatten, alles Heuland wurde dem Vieh als Weide zugeteilt. Die ganze Situation sah traurig aus. Aber der Landmann muß immer auf Hoffnung säen, aber er muß säen, sonst erfüllt sich die Hoffnung nicht. So dachten auch John und Christen. Sobald ein Roggenfeld geschnitten war, wurden die Pflüge hervorgeholt, gepflügt und Hirse gesät. Ein Gerstenfeld wurde gepflügt und am 7. Juli mit Corn bepflanzt, recht dicht, einreihig. Aber noch immer fiel kein Regen. Der August kam heran, die Lage wurde kritisch. Schon wurden auf den meisten Farmen die Herden durchstöbert und ganze Truppen Vieh auf den Markt gebracht, das aber beendenklich wenig Geld brachte. Der Milchertag war auf ein Drittel zurückgegangen und die Qualität der Milch war fast schauderhaft zu nennen. Das Vieh fraß alles Unkraut das es nur erlangen konnte und über einen Teil des Molkereigebiets kam noch eine Seuche unter das Vieh, daß die Kühe das Guter voll Brandblasen kriegten und fast nicht gemolken werden konnten. (Der Käse von dieser Milch hatte ein röthliches Aussehen und war sehr bitter und krieg-

te sehr bald Riß.) Viele Farmer fällten Eichen und andere Bäume, damit das Vieh Laub freßen könnte. Schon war die Mitte August vorbei und noch kein Regen. Aber auch hier war die Hilfe am nächsten als die Not am größten. Eines Tages schlug der Wind um und es fing an zu regnen. Es gab auch einige heftige Gewitter mit irisch-weißem Hagelschlag, der, wo er durchging die Cornfelder zerhackte. Nun war in wenigen Tagen die Futternot gelindert. Es sieht fast aus wie ein Mirakel, mit welcher Gewalt der, von der Sonne ausgetrocknete Boden Gras hervorbringt, wenn der nötige Regen fällt. In wenigen Tagen war alles in ein tiefes Grün gekleidet und das liebe Vieh konnte sich im saftigen Gras taumeln. Es war aber auch dankbar dafür, denn der Milchertag stieg sehr hoch. Die Cornernte war auch sicher. Die Felder, welche die Farmer mit Hirse eingesät hatten, brachten noch einen reichen Ertrag. Das Feld das erst am 7. Juli mit Futtercorn bepflanzt wurde, lieferte eine gewaltige Masse Futter. Alles Corn wurde sorgfältig geschnitten. Den Herbst durch brauchte dem Vieh nicht gefüttert zu werden, denn Gras war bis spät in Hülle und Fülle. Bis zum einwintern war kein Mangel an Futter; aber es ist ein eigenes Gefühl für einen

Farmer mit hundert Stück Vieh wenn der Winter vor der Türe ist, und keine Gabel voll Heu und fast kein Stroh. Sie waren ganz auf das Cornfütter und die Hirse angewiesen.

Man sagt es sei kein Unglück so groß, es sei noch ein Glück dabei.

In den westlichen Staaten war genügend Regen und eine Riesenernte gewesen und Heu, Hafer und Mais konnten zu einem sehr billigen Preis gekauft werden. Christen und Rohm berechneten sofort was sie haben müßen und kauften ein genügend großes Quantum. Für die Schweine kauften sie alles Futter und Hafer für die Pferde, auch eine Carladung gemischtes Futter. Aus dem Corn wurde kein Zapfen herausgehustet, aber alles mit der Futtererschneidmaschine geschnitten. Eine Hilfe war es auch, daß, der Milchtrag wegen der Trockenheit bedeutend zurück geblieben war, so ging der Preis des Käses auf eine anständige Höhe.

Der frühere Eigentümer der Farm kam im Herbst einmal und erkundigte sich genau wie es auf der Farm stehe. Auch sagte er, wenn sie Hilfe brauchen so sollen sie nur voripreden und wegen dem Zins sollen sie sich nicht bekümmern, er habe auch schon solche Jahre durchgemacht, es komme schon wieder besser. Der Zins konnten die Farmer noch

aufbringen, aber etwas, Geld mußten sie doch aufnehmen, wenn sie überall Bescheid geben wollten.

Wenn die Produkte eine niedrigen Preis haben, daneben aber alles gut gediehen ist, so ist es für einen Farmer immer noch erträglich. Wenn aber eine Fehlernte ist und es muß einer für eine große Herde Vieh Futter kaufen, das zerrt gar jämmerlich an den finanziellen Mitteln.

„Was sich zweitet das drittet sich auch,“ sagt ein Sprichwort.

Das dritte Jahr seit sie die Farm gekauft hatten, war, sowohl Fruchtbarkeit in Betracht kam, gut. Aber es war ein Jahr der Präsidentsen Wahl und in diesem Jahr war es die Freisilber Issue, welche den Handel beinahe zum Stillstand brachte. Herr Bryan wollte sie nicht ans goldene Kreuz nageln lassen und mit einer Silberflut das Land beglücken und damit nagelte er ein großer Teil Farmer, Käsehändler und Geschäftsleute nicht nur durch Hände und Füße, sondern auch durchs Herz, daß ihnen Sehen und Hören verging. Die große Finanzwelt zog das Geld aus dem Verkehr um die Wahl abzuwarten und damit wurde fast das ganze Geschäft des Landes lahm gelegt. Die Farm und Melkereiprodukte brachten einen gar elend niedrigen Preis. Auch in die

dem Jahr gab es nicht viel Grüns für die Farmer. Das war für zwei junge strebsame Leute wirklich entmutigend und trostlos. Aber ihre Frauen waren beide in Hoffnung und ein Segen der in finanzieller Beziehung ausblieb, sollte sich in Familienkreise einstellen. Christen wurde mit Zwillingen beglückt und John mit einem munteren Knaben.

Jedes Kind bringe seinen Segen mit auf die Welt und so war es auch in den Familien von Christen und John. Ja sogar ein Zwillingseggen sollten die künftigen Jahre bringen.

Das Freisilbergespinn wurde in der Wahl verschleudert. Handel und Geschäft nahmen wieder ein mächtiger Aufschwung und das darauffolgende Jahr war so gewissermaßen ein Jahr des Aufatmens. Ein gedeihliches Jahr im Bezug auf Wachstum mit anziehenden Preisen für Produkte. Was in den drei vorangegangenen Jahren nicht möglich war, das konnte im folgenden Jahre bewerkstelligt werden, das ist, wenigstens etwas vorzuschlagen. Im folgenden Jahre kam der Krieg mit Spanien und dann die darauffolgende Prosperitätsperiode, die nur im Jahre 1907 infolge einer Geldkrisis etwas ins Schwanken geriet, aber im Westen lange nicht so ernsthaft auftrat wie in den östlichen Industrie Städten. Mit

der Prosperitätsperiode kam folgerichtig auch ein steigen der Landpreise.

Wenn die Farmer prosperieren, geht es dem ganzen Lande wohl, wird allgemein gesagt und in dieser Zeit wurde manches eingeführt, woran in den drei schweren Jahren nicht gedacht werden konnte.

Weil sich die Familien der zwei Theilhaber vermehrten, so wurde ein neues Haus gebaut und sie wohnten besonders, aber die Farm wurde noch gemeinschaftlich bewirtschaftet. Um die Jahrhundertwende kamen praktische Gasolin Motore in den Handel, die sich beim Farmbetrieb als ein besonders praktisches Werkzeug erwiesen. Während früher zum Betrieb von einer Maschine immer Pferde gebraucht werden mußten, konnte der Gasolin Motor zu allem möglichen verwendet werden; zum Betreiben des Futtersehneiders, der Futterbrechmühle, zum Holzsägen, Wasserpumpen und zum Betrieb der Waschmaschine. Die Farmer machten einen ausgiebigen Gebrauch davon.

Beide Farmer hielten sich gut unterrichtet über die Fortschritte auf allen Gebieten. Um die Zeit des Jahrhundertwechsels trat die Züchtung von Viehherden aus reinen Rassentieren mehr in den Vordergrund. Es hatten allerdings

schon viel früher etliche Farmer diesem Zweig ihre Aufmerksamkeit geschenkt, aber wie jeder Neuerung wurde auch dieser kräftigt von allen Seiten widerredt. Das sei nur ein eingebilder Stolz und Großhanferei für reiche Leute, die nicht auf den Cent sehen müssen. Für den gewöhnlichen Farmer bezahle sich solches nicht. Auf der andern Seite wiederum wurden starke Behauptungen für die Vorteile einer reinen Rassenherde aufgestellt. Auf den Staats und County Fairs, auf den Farmer Instituten und durch die Propaganda der Züchterassoziationen wurde ein starker Druck ausgeübt, reine Rassenherden zu züchten. Die beiden Farmer schwankten noch eine Weile zwischen den beiden Ansichten hin und her. Wenn sie aber erfuhren, welche hohe Preise die Züchter von vollblütigem Vieh für einige Wochen alte Kälber erhielten, während ihre Kälber vom gleichen Alter auf dem Markt nur wenige Dollar brachten, wenn sie ferner hörten, welche hohe Summen für besonders gute Rastentiere bezahlt wurden, dann war es doch zu verlockend, um im alten Styl weiter zu fahren. Man entschloß sich der Sache näher zu treten. Etwas Bedenken gab noch die Auswahl der Rasse.

Es waren besonders die Holsteiner und die Schweizer Rassen,

welche in dieser Gegend rivalisiereten. Für beide wurden die größten Vorzüge beansprucht.

Kam ein Farmer zu einem Züchter der Schweizerrasse, so konnte er gewöhnlich alle Vorzüge dieser Rasse vernehmen. Wie es schwerere Tiere gebe, wie die Milch viel fetter sei, man könne die Milch aufstellen und abrahmen und dennoch fetter Käse davon machen, Kälber bringen sie schon halberwachsene und halbwegs abgäugte, muntere, verfrändige Tierlein. Von der Milch gebe es eine Masse Käse, fast größer als das Käsefesti und der Käse sei viel besser als der von der blauen Holstein Milch und die Tiere seien nicht so empfindlich und der Metzger gebe ihnen bei weitem den Vorzug. Die Holsteiner geben nur blaue Milch, eigentlich sei es nur gefärbtes Wasser, seien empfindlich gegen Wind und Wetter, bringen Kälber nicht größer als Hasen. Butter könne man von der Holstein Milch schon gar nicht machen, sie gebe keine Mol. höchstens eine Schmiere, könne einer machen, wo ein Geschmack habe wie Seife. Für den Metzger seien die Holsteiner schon gar nichts, die hätten so starke Knochen, daß der Metzger sie mit Dynamit sprengen müsse, ja wenn er ein solches Stück unter das Beil kriege, so täte der Metzger über dem Züchter die Knochen

entzwei schlagen als die im Fleisch.

Besuchte einer aber einen Holstein Züchter, so konnte keine andere Rasse dieser auch nur das Wasser reichen. Die Holstein Kuh sei das Standardbild einer Milchkuh vereinige alle Merkmale, welche als Zeichen einer Milchkuh gelten, sie habe von allen Kühen das schönstgeformte Euter, sei leicht zu melken, sie habe dreimal gekrümmte Milchadern, was schon im Altertum als ein Zeichen für gute Milchkuhe gegolten habe, ein schweres Hinterbein, bringe die Jungen leicht zur Welt, habe ein dünner Schwanz, leichtes Vorderbein, leichter und schön geformter Kopf, alles Zeichen die guten Milchkuhen eigen seien. und Milch geben sie, es sei eine Freude zu melken. Eine gesunde Milch, wo der Käser nie Trubel habe damit wegen blähen, der Käse und das Fleisch zeichne sich aus durch eine besondere Zartheit, die Metzger haben erst noch lernen müssen die beste aller Fleischsorten recht zu verstehen. Die Holsteinkuh sei der Schweizerkuh hundertmal überlegen. Es könne einer zwei melken in der Zeit wie eine Schweizerkuh, weil diese so zähe seien, daß viele Knechte im Geheimen Reißzangen brauchen um zu melken und wenn sie ein Junges zur Welt bringen sollen, so nehme es sieben Mann mit einem Flaschenzug ehe es an

Tageslicht gefördert werden könne. Die Käser schimpfen die Milch sei eine Schmalzsuppe, wo man kein richtiges Stück Käse daraus kriegen könne und die Metzger wissen fast nicht was sie mit dem Fleisch anfangen sollen, das sei dunkel-schwarz, grobfaserig und weiß der Gutter was alles für Laster sie dieser Rasse nachzureden wußten. Selbst der Kuhmist rieche nicht so gut wie von den Holsteinern.

Würden die Züchter nur die Vorteile ihrer Rasse aufzählen und nicht die anderen herab machen, so wäre es für alle vorteilhafter.

Es war fast natürlich daß ein Farmer, der einen anständigen Viehstand hatte, stußig wurde, wenn er von den Züchtern von Rassenwich, bei jeder Gelegenheit die andere Rasse ins schwärzeste Licht stellen hörte. Aber es zeigte sich auch hier, daß Tatsachen mehr zählen als Geschwäg. Beide Rassen wurden auf alle möglichen Weisen einer Probe unterstellt und ausgefunden, daß unter beiden Rassen ganz vorzügliche, mittlere und schlechte Tiere sind und daß Sorgfalt in der Züchtung, Auswahl des Zuchtmaterials und die Fütterung und Pflege eine größere Rolle spielt, als die Rasse selbst. Ein Bock bleibt ein Bock. Aber durch vorsichtige Auswahl von Aufzucht-kälbern, männlicher und weiblicher,

daß nur solche gewählt werden, die von guten Milchkühen stammen, die auch eine Milch von Qualität geben, darin liegt mehr als an der Hautfarbe. Daneben hat aber auch das Futter und die Pflege sehr viel mit dem Erfolg zu tun. Die Kuh milkt durch den Hals!" und die Feinheit der Rasse liege viel an der Höhe des Nagels im Milchemer, mit welchem die Kälber abgetränkt werden, behauptet ein berühmter Viehzüchter in der Schweiz.

Eine vollständige Aenderung eines großen Viehstandes von einer Rasse zur andern, ist fast ein Unternehmen wie für Millionär zu studieren. Es braucht viel Einsatz dazu. Aber dennoch entschlossen sich Christen und John einen Versuch zu machen und zwar mit registrierten Tieren. Im Anfang nur mit wenigen, denn diese Dinge kosteten gewaltige Summen. Doch schauten sie bei der Auswahl mehr auf den Milchrekord als auf einige Dollar Ankaufsgeld. Sie kauften einen Bullen von guter Abstammung, drei junge Kühe und einige Kuhkälber. Ihrer Behandlung wurde eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und ihre Bemühungen waren mit Erfolg gekrönt. Von der Milch wurde ein genauer Rekord gehalten und es zeigte sich bald, daß diese ausgewählten Tiere das Futter besser bezahlen und dem Farmer

eine größere Einnahme bringen als eine gemischte Herde. Die Bullen wurden regelmäßig gewechselt, um eine Möglichkeit von Inzucht zu vermeiden. In Zeit von zehn Jahren hatten sie vierzig reine Rassen Kühe nebst dem nötigen Jungvieh und unter der Zeit verkauften sie sechzig registrierte Bullenkälber zu einem hohen Preis. Zwei Jahre später war jedes Stück Vieh auf dem Platze Vollblut. Alle andern Thiere wurden abgeschafft. Von der Zeit an war der Erlös aus Zuchtvieh, das sie jedes Jahr verkaufen konnten, größer als die Einnahmen von der Milch. Der Milch-ertrag war auch nicht etwa kleiner geworden, trotzdem vielleicht das drei bis vierfache Quantum Milch an die Aufzuchtälber verfüttert wurde, wie früher gebraucht wurde.

Eine andere Neuerung in der Farmrei entwickelte sich in der ersten Dekade des zwanzigsten Jahrhunderts und das ist die Verwendung des Cornfutters. Schon Ende der achtziger Jahre wußten die Landwirtschaftlichen Zeitungen von der „Ensilage“ zu berichten. Das ist eingemachtes Grünfutter, wozu hauptsächlich, Corn aber auch Gras und Kuehrröben verwendet wurden. Aber wie fast jede Neuerung, stieß auch diese auf gewaltige Hindernisse Einige Farmer im County machten Versuche mit dieser

Sorte Preferierung des Futters, geben es aber bald wieder auf.

„Warum?“

Erstens war die Sache noch im Anfangsstadium und wurde noch nicht richtig verstanden.

Als „Silos“ wurden große viereckige Kasten gebaut, meistens an der Seite einer Scheune, in diese wurde dann das grüne Futter getan wo es zum Teil vermoderte.

Zweitens gab es von Seiten der Butter- Käse- und Condenz Fabriken einen gewaltigen Protest gegen diese Sorte Futter. Das sei Sauerkraut, wo die Milch verderbe. Der Rahm werde lang, daß man ihn fast durch eine Händlerig Maschine laufen lassen müsse, bevor er gebuttert werden könne und die Butter werde in Konsistenz und Geschmack präzis wie Schmierseife. Käser schimpften, wenn Silage gefüttert werde, so könne man kein richtiges Stück Käse machen; man müsse riskieren daß es noch das Käseidach oben absprenge würde. Es soll auch vorgekommen sein, daß ein Käser dem im Versehen Bieschmild (Colostrum) gebracht wurde und selbstverständlich der Käse schon am nächsten Morgen ganz gewaltig gebläht war, der Käse einem Farmer der Silage fütterte auf den Wagen brachte und der Farmer mußte ihn heimnehmen um den Schweinen zu füttern. Die

Milchfiedereien verboten ganz und gar daß Silage gefüttert werden durfte.

Alle Jahre waren ein bis zwei Farmer Institute im County, fast jeder Farmer hielt Landwirtschaftliche Zeitungen und da wurde immer dem Silage das Wort gesprochen und der Vorteil desselben gerühmt. Auf der andern Seite wurde aber auch fast so stark widersprochen.

Nun kam der Farmer auf den Standpunkt, wo es hieß, probieren geht über studieren.

Die Silos waren auf Versuchsfarmen gründlich ausprobiert worden. Es wurde ausgefunden, daß nicht ein viereckiger Kasten, sondern ein dreißig bis vierzig Fuß hoher Turm die richtige Form sei und daß dieser Turm luftdicht geküfert sein müsse. Die große Höhe des Turmes brachte es mit, daß alle im Futter vorhandene Luft herausgepreßt wurde und die soliden äußeren Wände, daß die äußere Luft kein Zutritt ans Futter hatte.

Ferner wurde auch festgestellt, welche Reife das Futter haben muß, um das beste Silage zu machen. Die Folge war daß statt einen verdorbenen halbervermoderten, ein sehr angenehmes Futter erzielt wurde, mit einem weinsäuerlichen Geschmack, dem das Vieh mit heißer Begier zusprach. Als nun endlich das Richtige gefunden war, wurde

auf vielen Farmen Silos errichtet und das Vorurteil gegen dieses Futter wurde immer kleiner. Der größte Ansporn zur Errichtung von Silos kam etwa um 1910, als in New Glarus die Condensfabrik erbaut wurde. Diese Compagnie hatte keine Bedenken gegen das Silo, sondern empfahl dessen Errichtung wo sie konnte und die andern folgten nach. Weil im gleichen Jahre wegen Trockenheit das Heu eine Fehlernte war, so waren die Farmer sehr willig aus dem Corn den größtmöglichen Nutzen zu ziehen und man nahm Zuflucht zum Silo.

Ferner wurde auch ausgefunden daß mit Silage und Kraftfutter im Winter gerade so gut gemolken werden kann wie im Sommer und weil die Winterpreise immerhin viel höher sind als im Sommer, so gab es eine ganze Umwälzung in der Art der Viehbehandlung.

Früher waren die Kühe vier und mehr Monat trocken, aber jetzt müssen sie mit sechs Wochen auch zufrieden sein. Jetzt sind auf jeder Farm ein, oder mehrere Silos und Niemand würde mehr ohne ein solches farmern wollen.

Von den Holz-Silos ist man auf Cement, Backstein, und Zile Silos übergegangen die sich alle mehr oder weniger vorteilhaft bewähren.

Die zwei Farmer unserer Ge-

schichte hielten im Bezug auf Silos Schritt mit der Zeit. Sie überführten nicht, aber als einmal der Vorteil dieser Methode erwiesen war, hätte sie nichts mehr zurückhalten können.

Ein anderes Gebiet dem sie für Jahre ihre Aufmerksamkeit schenken, war der Anbau von Alfalfa. Die ungemein nahrhafte und Milchergibige Futterpflanze, hat auch ihre Geschichte im Green County und gehört jetzt zu den fast auf jeder Farm gezogenen Grasarten.

Green Counties Hügelland hat sich als ein günstiges Gebiet für den Alfalfabau erwiesen. Diese Pflanze ist etwas subtil im Anbau, wenn sie aber einmal Wurzel gefaßt hat, so bringt sie reiche Ernten und das Heu ist von vorzüglicher Qualität und wirkt wegen seinen hohen Proteingehalt besonders auf Milch-erzeugung bei Kühen. Auch in dieser Beziehung hielten sich diese Farmer auf der Höhe der Zeit und gingen mit dem allgemeinen Fortschritt.

Weil die veränderten Verhältnisse in der Fütterung und Viehhaltung auch größere Ansprüche an die Räumlichkeiten machten, so bauten sie eine große geräumige Scheune die in allen Beziehungen modern eingerichtet wurde. Da sie schon beim Bau eines zweiten Wohnhauses die Möglichkeit einer Teilung

der Farm ins Auge faßten, so wurde auch dieser Möglichkeit beim Bau der neuen Schemie Rechnung getragen. Die Zeit sollte kommen, wo eine Teilung angebracht war. Christen und John hatten zwar im besten Frieden gelebt, auch die zwei Frauen. Nun aber kamen die Kinder in ein Alter wo sie auch mitreden wollten und da gewöhnlich jede Familie denkt, sie habe die besten Kinder von der Welt, so liegt in diesen oft der Grund zu Zwistigkeiten.

Christen, welcher vier Jahre früher als John geheiratet hatte und der Kindersegen ihm besonders reichlich bescheert ward, hatte schließlich auch früher erwachsene Söhne. Ungefähr um die Zeit wo Christens Nektöster anfang zur Gesellschaft zu gehen, kamen die Automobile allgemein in Gebrauch und wurden von den Farmern gerade so willig gekauft wie von den Stadtleuten. Man erkannte daß diese Sorte Gefährte dem Farmer manche Bequemlichkeit bieten und daß dadurch die Pferde geschont werden konnten.

Die zwei Farmer waren um diese Zeit 22 resp. 26 Jahre im Lande und hatten in der Zeit eine gewaltige Entwicklung in Fuhrwerken miterlebt. In den ersten Jahren wurde noch allgemein mit dem Farmerwagen gefahren. Dann kam

das zweirädrige leichte Gefährt auf, das „Road Cart“ genannt wurde und bei den Ledigen sehr beliebt war, um die Mädchen spazieren zu fahren, dann folgte das „Buggy“ diesem das gedeckte oder „Top Buggy“ und dann die Kutsche oder Carriage in verschiedenen Stylen. Bald waren sie hochrädigerig, bald nieder, bald breit, wo zwei corpulente Personen bequem sitzen konnten, oder im Notfall auch drei, bald wieder waren sie so enge, daß zwei Personen von normaler Konstruktion fast flach gepreßt wurde und den Frauen das Corset hinunter rutschte. Nun aber sollte das Automobil alle diese Gefährte austechen. Seine Schnelligkeit, seine immerwährende Bereitschaft machte dieses Gefährt, das weder Heu noch Hafer frißt, in kurzer Zeit so populär, daß es allgemein angekauft wurde. Christens Nektöster redete nicht nur den ganzen Tag von einem Auto, sondern sogar in der Nacht im Schlaf. Als er am vierten Juli noch mit dem Buggy zu einer Feier sollte und die Mädchen die er sonst mit Vorliebe gefahren hatte, alle von andern Farmersöhnen, die Autos hatten, wegstibits waren, do fiel der Boden total aus seiner Gemütslichkeit heraus, er drohte zu streicken, wenn er nicht auch seine Car kriege. Die Farmer sahen daß etwas getan werden mußte, so be-

schloßen sie ein gutes, großes Gefährt zu kaufen. Nun wurde darauf los gefahren was das Zeug hielt. Fast jeder Tag mußte er schnell etwas in der Stadt holen. Merkwürdigerweise brach alle Augenblicke etwas in einer Farmmaschine und Christens Sohn mußte nach der Stadt fahren, um Ersatz zu holen oder den Schaden reparieren zu lassen. Am Abend fünf Minuten nachdem die letzte Kuh gemolken war, saß er schon in den Sonntagskleidern in dem Auto und bald nachher zeigte eine Staubwolke, daß er in irgend einer Richtung im Dämmerchein verschwunden war. Gewöhnlich war Mitternacht vorbei, wenn er wieder anlangte. Am Morgen sauste er aber lange nicht so schnell aus dem Bett heraus, wie am Abend über die Hügel, sondern es brauchte gewöhnlich der Nachhilfe des Vaters. John hätte auch gerne zuweilen mit seiner Familie eine Ausfahrt gemacht, aber in zwei Monaten bekam er nur zwei Mal eine Gelegenheit obgleich er gerade so viel Anspruch an dem Automobil hatte wie Christen und sein Aeltester. Das gab Stoff zu einer Mißstimmung zwischen den beiden Familien. Als an einem Abend spät einmal das Telephone meldete sie sollen mit den Pferden kommen und das Automobil heimfahren, weil es in einen

Graben geraten war, da war John wenig erbaut über die Zumutung. Er ging aber doch mit Christen. Es war da aber nicht sehr viel um heimzufahren, dann das Gefährt hatte schon mehr die Façon von einem Gut, auf den Jemand gesetzt war, als daß es einem Automobil gleich. Das stolze Gefährt war ein totales Wraf. Dieses wurde der Anlaß daß sie die Farm teilten und von der Zeit an farmten Jeder auf seine Rechnung.

Christen erhielt etwas mehr Land dagegen waren auf seinem Land die ältern Gebäude.

Vieh Schweine und Geflügel wurde in der Weise geteilt, daß sie das Loos warfen, welcher das erste Stück wählen sollte. Bei den Pferden ging es gleich um ein Gespann. Die Teilung machte keine große Schwierigkeiten. Sie war eigentlich mehr eine Notwendigkeit der Verhältnisse, als daß Mißstimmung zwischen den Familien war. Aber dennoch sollte in wenigen Jahren ein bedeutender Unterschied in der Farmerei bemerkbar werden.

Während der ganzen Teilhaberschaft war John die Oberaufsicht über das Vieh zugefallen und was er für notwendig hielt, für das Wohl seiner Herde, da bestand er darauf und führte es durch. Als nun Christen oder eigentlich seine Söhne die Aufsicht über das Vieh

übernahmen, wurden die Zügel lange nicht so straff gehalten und die Jungen meinten auch die Kälber hätten Zeit zum wachsen ohne daß sie immer neben ihnen stehen und pöppeln. John dagegen ließ die Zügel um kein Jota schießen. Aber ehe zwei Jahre verflossen waren, war der Unterschied für jeden sichtbar.

Auch in einer andern Beziehung gab es bald einen bedeutenden Unterschied zwischen den zwei Familien.

Bis zum Jahre 1910 war nur eine Milchcondenzerei im County. Nun kamen aber noch drei hinzu und ein großer Teil der Milch, die sonst in Käseereien geliefert wurde, ging von der Zeit an in die Condenzereien. Es gab von der Zeit an eine wahre Rivalität zwischen den Farmern; jeder wollte das größte Milchquantum liefern, darum ließen viele alles andere fahren und setzten alles auf die Milchproduktion. Schweine, bei einigen sogar Hühner und Gärten wurden fahren gelassen und alles darauf verwendet um ein möglichst großes Quantum Milch zu liefern. Dieses System wird gewöhnlich mit dem Ausdruck, „Alles auf eine Karte setzen,“ bezeichnet. Christen mit seiner Familie neigte sich diesem System zu, John dagegen meinte von allem etwas zu haben sei gerade so gut und ob das Geld

aus der einen oder anderen Quelle komme, das mache wenig Unterschied. Aber wenn das eine Produkt ein Mißerfolg sei, so könne man sich an das andere halten.

So lange John mit Christen Teilhaber war, drang er immer darauf, daß beinahe alle Gemüse die auf der Farm gebraucht wurden selbst gezogen wurden. Kartoffeln wurden immer ein ziemlich großes Stück gepflanzt und gut gepflegt und die meisten Jahre, wenn andere keine mehr hatten konnten sie bei diesen Farmern kriegen. John der seiner Mutter so viele Jahre beim Gemüsebau beigestanden war, hatte eine bessere Kenntnis von Gartenbau als die andern und war deshalb auch der tonangebende Faktor. Spinat, Salat, Rüben, Gurken, Tomaten, Erbsen, Bohnen u. s. s. wurden reichlich gepflanzt und auch gepflegt und der Obstgarten wurde auch in bester Ordnung gehalten, so hatten sie auch fast das ganze Jahr durch für jede Mahlzeit ihr eigenes Gemüse und mußten nicht bei jedem Gang in die Stadt ein Wagen voll Gemüse mit nach Hause bringen.

John führte diese Methode auch auf seiner Farm weiter. Aber bei Christen ging sie in die Brüche. Seine Gattin hatte viel mit der großen Familie zu tun und war vielmal leidend. Von der letzten

Niederkunft her hatte sie eine Schwäche, daß sie viel der Ruhe pflegen mußte und die Töchtern hatten betreffs des Gemüsebaues andere Ansichten. Die in Büchsen eingemachten Sachen wären viel bändiger, da könne man in wenigen Minuten eine Mahlzeit haben und müsse nicht Stunden lang neben dem heißen Kochherd stehen und schweizen und kochen. Die gekochenen Bohnen seien besonders gut und nahrhaft und die Erbsen aus den Büchsen seien so delikate Getrocknete Apfel, Pfirsiche und Aprikosen das sei etwas pikantes und erst die Ananen, Bananen, Orangen und Gräbfruits, damit könne man in wenigen Minuten ein delikates Essen bereit haben und man müsse weder Mübli schaben noch Kartoffel beschneiden noch Bohnenfäden abziehen noch die Rotrüben in Essig legen oder Gurken pöckeln, noch Kraut hobeln und dann sei alles modern und man dürfe Jedermann zu Tische laden, der eleganteste Herr oder das nobelste Stadtfräulein.

Na delikate sind manche dieser konservierten Früchte und geben weniger Arbeit und sind modern, aber unter der Arbeiter-schaft war doch bald im stillen ein „Gmütter“, sie hätten wohl eine delikate Kost, aber es fehle am Fundament. Man friege schon vormittags um elf und

nachmittags um vier Uhr der „Chuttlerugger“ und man sehe Sternen heitern hellen Tags. Man kaufte auch fleißig Lebens Elixier was besonders gut für einen verdorbenen Magen sein soll.

In Johns Familie wurde trotzdem die Kinder manchmal sagten, dies oder das wäre so gut, die alte Methode beibehalten und nur die bewährten Neuerungen aufgenommen. Er fragte was appetitlicher sei, ein wahrer Salat oder Spinat, den man aus dem eigenen Garten hole und man davon wisse was damit vorgegangen sei, von der Zeit, da er gekernt sei bis er auf den Tisch komme, oder eine Büchse Eingemachtes, wo man nicht wisse ob sie einem kräftigen Chinesen oder reudigen Neger durch die Finger gegangen seien. Man hätte in diesen fremden Früchten schon Sachen gefunden, wo Negerhaar verzweifelt ähnlich waren. Und wo man freudiger hineinhalten könne in grüne Erbsen, wo die Mutter selbst eingekifelt, oder Bohnen die sie selbst abgelesen und die Fäden abgezogen, oder Zeug das aus Büchsen heraus komme, wo vielleicht eine tuberkuloze Person hineingeworfen habe, oder von einer Schnupfnase ein Tropf darauf gefallen sei. Und so ein scharmautes Süß oder Sauerkraut, wo man selbst gezogen das sei doch immer-

hin appetitlicher als fremdes Zeug, wo tausende von Meilen durch Staub transportiert werden muß und durch hunderte von Händen geht und mancher Hund gegen die Stiften und Säcke das Bein gehoben hat. Er halte dafür, daß heimgezogene Gemüse, gut gekocht, gesünder seien, als fremdes Zeug von dem man nicht wisse woher es komme. Unter allen Umständen sei es für die Börse erträglicher und ob es modern sei oder nicht, das schere ihn keinen Pfifferling; er habe noch weniger gehört daß ein Stadt Granggelbein, das auf einer Farn gegessen habe, an einem Kabistorgen erworget sei, als daß mit dem modernen Gefräß Mägen verdorben wurden.

Schon im März wurde bei Johr ein Kistlein mit guter Gartenerde auf den Blumenstand im Hause gestellt und früher Kohl und frühes Kraut hineingesät, schon Anfangs Mai waren diese Pflanzen zum versehen bereit und schon früh im Sommer war für den Tisch frisches Kraut und Kohl bereit. Die andern Gemüse kamen nach der Saison. Frühe und späte Kartoffeln wurden genügend für den Gebrauch gezogen und oft konnte noch ein bedeutendes Quantum verkauft werden. Im Sommer wurden dann viele Gartenfrüchte, wie Tomaten, Grundirschen, Erbsen, Boh-

nen u. s. f. eingemacht, gepickelt oder gedörst je nach den Umständen und das taten seine Frau und seine Töchtern und nicht Neger und Chinesen.

In einer andern Beziehung hielt Johr noch am alten Gebrauch fest, allerdings mit den neuen Erfindungen. Das war das Einschlagen des Fleisches für den Hausgebrauch. Die älteste Methode das Fleisch zu konservieren war bei kaltem Wetter zu schlachten, einzufalzen und hart zu rauchen; auf diese Weise konnte im Winter geschlachtetes Fleisch bis in den Sommer hinein eßbar gehalten werden. Allerdings machte das gerauchte Fleisch im Sommer viel Durst und war deßhalb nicht sehr beliebt. Schon verhältnismäßig früh wurde das Verfahren des Einbratens gefunden. Diese Methode wurde früh im Herbst und im Frühjahr angewendet wozu meistens Würste, Schweinefleisch und Kalbfleisch verwendet wurde. Das Fleisch wurde frisch gebraten und in Fett gelegt, wo es sich wenn richtig gemacht, sehr gut hielt. Mit der modernen Zeit kam aber auch gegen auf diese Methode preserviertes Fleisch eine Art Abneigung, besonders die Zungen machte eine Gräne darüber, das sei nicht so gut wie frisches. Wenn man täglich mit der Milch nach der Stadt fahre, so kön-

ne man beim Metzger frisches Fleisch kaufen, Steaks oder Chops oder Würste oder Kalbfleisch, da sei Auswahl in Hülle und Fülle. Das könne man schon für eine Abwechslung, sagte John, aber er denke er bleibe wenigstens zum Teil noch bei der alten Methode und füge noch eine neue hinzu. Er habe schon bei verschiedenen Leuten Fleisch gegessen, das die Frauen in Glasfannen eingemacht haben und das sei so gut gewesen wie frisches. Darum mußte beim nächsten Einschlagte. eine besonders pfliffige Farmersfrau auf den Platz und mußte seinem Suß die Kunst beibringen, wie das Fleisch „gekühlt“ werden müsse. Auf diese Weise war es ihm möglich fast das ganze Jahr seine Familie mit eigengeschlachtetem Fleisch zu versorgen, ohne daß er alle Tage zum Metzger gehen mußte.

Noch in einer andern Beziehung machte John nicht die neueste Methode mit. Als viele Farmer ihre ganze Wirtschaft nur auf Produktion von Milch einstellten, waren etliche die fast jeden Tropfen nach der Fabrik fuhren, nur um seinen Rivalen bieten zu können. Diese mußten aber das ganze Jahr für ihren Hausgebrauch die Butter kaufen, manche nahmen Zusucht zum Öl (Kunstbutter).

Als John einmal ein Gespräch über dieses Thema anhörte, wurde

er fast böse, ja er wurde so aufgeregt, daß ihm einige recht derbe Worte entwichen. Man komme mit den modernen Einrichtungen und Errungenschaften bald so weit, daß man bald nicht mehr die eigenen Produkte essen könne, ohne an eine Halsabschneider Compagnie einen riesigen Profit zahlen zu müssen. Man sei in unserem County, wo das größte Milch County in ganz Amerika sei, wahrscheinlich von der ganzen Welt, bald so weit, daß wenn man den Kaffee weiß haben wolle, man einer weißen Kuh vom Schwanz darein schaben müsse. Statt einem Stück reiner, selbstgemachter Butter greife man zum Öl, wo kein Mensch wisse was darin stecke und ein halbes Duzend Fabrikanten und Händler ihren Profit daraus genommen haben. Sonst habe man in jeder Käseerei Vorbruch oder Schottenbutter kriegen können, welche zum Kochen so gut sei, wie die feinste Creamerybutter, aber seit die Tendenz ganz und gäbe sei, den großen Herreralles in den Ranzen zu jagen, werde durch ein unvernünftiges Gejetz der Schottenrahm aus dem Staate hinausgetrieben und die Butterfabrikanten der andern Staaten verkaufen uns die Schottenbutter wieder als Creamerybutter mit gutem Profit. Es sei wirklich eine Schande, daß es in einer Gegend mit hin-

derten von Käseereien nicht mehr möglich sei, diese gute Kochbutter zu kaufen und daß das Volk Zuflucht zu Öl, Schmehr, Schmalz und Olivenöl Produkten nehmen müße. Olivenöl, wo im Süden an den Baumwollenständen gewachsen ist und dann höre man Klagen und jammern wo die Ursache zu suchen sei, daß der Krebs und andere sonst unbekanntes Krankheiten sich mit Riesenschritten unter der Bevölkerung verbreiten. Bald werde die halbe Milch und Rahm zu Eisrahm und Candy verschlachtet und der teure Zucker dazu und das Volk esse das Zeug und nachher gehen sie ins Spital und operieren für Blindarm oder andere Eingeweide Krankheiten oder sterben sonst herum, sich selbst und den Nebenmenschen zur Plage. Zu diesen Methoden lasse er sich noch lange nicht verstehen. Wenn er für das Land gute Produkte schaffe, so wolle er und seine Familie auch gute reine Sachen essen. Ob sein Nachbar einen für einige Dollar größeren Milchschaf kriegt, deswegen komme es ihm noch lange nicht in Sinn der Familie die Milch vorzuenthalten und Butter wolle er auch noch von seinen eigenen Kühen essen, da könne seinerthalben die großen Herren Öl essen. In der Schweiz, wenn einer vier Kühe habe, selbst wenn er nur ein Schuldbauerlein

sei, so behalte er eine Kuh für die Familie zu Hause und tue nur die ändern auf die Asp. So werde man es auch hier mit vierzig Kühen im Stall vermögen genügend Milch im Hause zu halten für Milch, Rahm und Butter ohne daß man zu diesen künstlichen Schmierern zu greifen brauche.

Auch meine er, daß jeder Farmer genügend Weizen pflanzen sollte, für seinen Hausbedarf. Wenn auch das Mehl am Ende etwas dünnler sei, als das gebleichte Patent Mehl, so sei es deswegen nicht weniger nahrhaft und gesünder. Was es am Ende nütze einen Hausen Geld einzunehmen, wenn man es gleich wieder ausgeben müße. Er meine daß man das Gute was man habe behalten und nicht alles über den Haufen werfen solle, um einem unbestimmten Ideal nachzujagen. Ein Slave der Mode wünsche er noch lange nicht zu werden, wer in solchen Sachen nicht den Mut habe zu sagen „bis hieher und nicht weiter.“ der sei überhaupt kein selbständiger Mann und ein Narr obendrein.

Das war im Anfang der Kriegszeit als John eine Lanze brach für die guten alten Gebräuche und bald sollte das ganze Land erfahren wie gut er gerechnet hatte.

Als unser Land in den Krieg trat, da wurde die Loosung ausge-

geben, die Seite wird gewinnen. die die meisten Lebensmittel hat. Ein Lebensmittel Commissär wurde aufgestellt, in jedem Staat gab es Untergeordnete und in jedem County ja in jedem Town solche, welche für die Durchführung der Bestimmungen sorgten. Da mußten wieder viele zu den alten Methoden zurück und die Weitsichtigeren sind dabei verblieben. Für John und seine Familie hatten diese Bestimmungen keinen Zwang, sie verlangten vom Farmer nur das, was von Rechtswegen jeder tun sollte.

Die Kriegsjahre brachten die Preise aller Produkte in die Höhe und die Einnahmen der Farmer gingen aufs Doppelte und Vielfache von den Vorkriegszeiten. Farm-Produkte und Vieh schnellte in die Höhe und damit auch die Landpreise. Viele Farmer dachten, jetzt sei die rechte Zeit die Farm zu verkaufen und sich mit dem großen Erlös ein angenehmes Auskommen zu schaffen.

Christen fühlte auch so. Seine Söhne fanden das Leben auf den Farmen hart. Man sei zu angebunden und müsse zu lange Stunden arbeiten. In den Städten werden große Löhne offeriert und man müsse nur acht Stunden arbeiten und man habe Gelegenheit zu allerlei Vergnügungen und lerne das Leben kennen. Die Töchtern

waren schon etliche verheiratet und die Mutter immer etwas leidend.

So nahm Christen eine verlockend hohe Offerte für sein Land an und verkaufte. Für ihn und seine Frau war ein etwas weniger anstrengendes Leben gewiß willkommen.

Wenn einer fünfunddreißig Jahre lang fast jeden Tag seine Arbeit verrichtet hat, so sollte er seinen Teil zur Allgemeinen Wohlfahrt geleistet haben. Aber wenn eine Farm geeignet hat, auf ihr sein Glück gemacht und wohlhabend geworden ist, so ist es mit einer gewissen Wehmut verbunden, wenn er andere darauf wirtschaften sieht und seine eigenen Nachkommen der eine hieraus der andere dortaus gehen, einem ungewissen Schicksal entgegen. Es ist mit jedem Platz wo einer so lange gelebt und seine Familie aufgezogen hat, immer eine gewisse Anhänglichkeit verbunden.

John dagegen lies sich trotz verlockender Offerten nicht bewegen zu verkaufen. Auf dieser Farm habe ich mein Glück gemacht von ihr trenne ich mich nicht. Meine Söhne haben kein anderes Geschäft gelernt als farmen und sie sind diesem Beruf mit Leib und Seele ergeben. Wer auf einer eigenen freien Farm sitzt, der ist besser bestellt als Fürsten und Herren und obchon die Zeiten nicht immer so

sein werden, wie in den vergangenen Jahren, so wird ein gut situierter Farmer von den Schwankungen im Geschäft viel weniger erschüttert als andere Stände. Welcher Beruf könnte auch dem des Landmanns gleichkommen? Ist er nicht das Fundament der ganzen Nation? Ist nicht jeder andere Beruf direkt oder indirekt von dem Farmer abhängig. Alle andere, was es auch sein mag, mögen an den Streif gehen und für eine zeitlang die Arbeit niederlegen. Das gibt wohl bedenkliche Störungen, aber zum Ruin des Landes würde es dennoch nicht kommen. Wollte aber der Farmer an den Streif gehen, so müßte die ganze Nation verhungern.

Der Farmerstand ist der Magen im Körper des Staatgebildes und funktioniert dieser recht, so befindet sich der ganze Körper wohl, wenn nicht Profitiere und andere Schmarotzer und Parasiten die Verdauung zu arg stören.

* * *

Von der Schweiz hat John bis zum Ausbruch des Krieges immer von der Mutter Nachricht erhalten. Sie hat mit ihrem Sämi bis ins hohe Alter glücklich gelebt und es war ihre helle Freude, daß es dem John so gut gegangen ist, in diesem

Land. Er ist auch mit dem Gedanken umgegangen ihr einen Besuch abzustatten, aber bis seine Kinder erwachsen waren glaubte er sein Vorhaben nicht ausführen zu können. Eines Tages kam auf der Post eine Todesanzeige, welche den Tod der Mutter meldete. Von der Zeit an lies er den Gedanken einer Reise nach der Schweiz, besonders während der Kriegszeit, fallen.

Nun lies Rudi auch von sich hören. Er hatte das Hotel von dem er einst geschrieben hatte nicht übernehmen können und die Millionärs Tochter von der er geschrieben hatte daß er sie heiraten werde, die hatte er auch bekommen, aber mit der Million da hat es gehappert.

Er hat statt des großen Hotels ein bescheidenes Gasthaus übernommen, in dem er zwar sein Leben ordentlich fristen, aber sonst keine große Sprünge machen konnte. Die Kriegszeit hat ihm auch hart zugesetzt. Nun ist von der Mutter her ein bescheidener Nachlaß, der zu gleichen Teilen unter die Brüder hätte verteilt werden sollen. Deswegen hat nun Rudi wieder einmal an John geschrieben.

John machte als Antwort dieses mal einen sehr langen Brief in dem er seinem Bruder seine Verhältnisse genau schilderte, von denen ihn der Schlußsatz wahrscheinlich am meisten interessierte, denn er lautete:

In Anbetracht der schwierigen Verhältnissen die während der schrecklichen Kriegszeit das liebe, alte Vaterland betroffen haben und auch dein Geschäft arg in Mitleidenschaft gezogen, verzichte ich auf

meinen Anteil an dem Nachlaß unserer geliebten Mutter und verfüge hiermit daß besagter Anteil Dir ausbezahlt werde.

Ende.

